

# MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

Abteilung für Jüdische Geschichte  
und Kultur an der  
Ludwig-Maximilians-Universität München

## JÜDISCHES LEBEN IN BELARUS IM 20. UND 21. JAHRHUNDERT

Beiträge von Tatsiana Astrouskaya, Verena  
Dohrn, Claire Le Foll, Alexander Friedman,  
Anke Hilbrenner, Martina Niedhammer,  
Evgenij S. Rozenblat, Ina Sorkina und  
Magdalena Waligórska

Gastherausgeberin:  
Martina Niedhammer

Jg. 16 / Heft 1 • 2022



Dieses Heft wurde gefördert von der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, vom Schroubek Fonds Östliches Europa sowie vom Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München e. V.

**Herausgeber:** Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur,  
Michael Brenner

**Gastherausgeberin:** Martina Niedhammer

**Beirat:** Martin Baumeister, Rom – Menahem Ben-Sasson, Jerusalem – Richard I. Cohen, Jerusalem – John M. Efron, Berkeley – Jens Malte Fischer, München – Benny Morris, Beer Sheva – Ronny Vollandt, München – David B. Ruderman, Philadelphia – Martin Schulze Wessel, München – Avinoam Shalem, New York – Wolfram Siemann, München – Alan E. Steinweis, Vermont – Norman Stillman, Jerusalem – Yfaat Weiss, Jerusalem/Leipzig – Stephen J. Whitfield, Brandeis.

**Redaktion:** Michael Brenner, Eva Haverkamp, Philipp Lenhard (verantwortlich), Daniel Mahla, Martina Niedhammer, Julia Schneidawind, Lena Voelk, Fabian Weber, Evita Wiecki, Loel Zwecker (Lektorat)

**Anschrift:** Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Historisches Seminar, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München.

**e-mail:** [juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de](mailto:juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de)

**Erscheinungsweise:** Jährlich zwei Hefte.

**Bezugsbedingungen:** Die Zeitschrift wird gegen eine Schutzgebühr von 10,00 € je Einzelheft, von 18,00 € im Jahresabonnement, zzgl. Porto abgegeben. Bestellungen werden an die Abteilung erbeten.

**Manuskripte:** Die Redaktion haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte.

Umschlagabbildung Bildnachweis:

Wikimedia Commons, CC BY-SA 4.0, user: Hyrdlak.

Trotz intensiver Bemühungen war es dem Herausgeber nicht möglich, alle Rechteinhaber der verwendeten Bilder zu ermitteln. Zur Abgeltung evtl. gegebener Rechte bitten wir die Rechteinhaber, sich an den Herausgeber zu wenden.

© Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Herstellung und Satz: Büro Beck, Kempten

Layout: Peter Mazzetti

Druck und Bindung: Esser printSolutions GmbH, Bretten

Das Signet ist der Buchstabe Lamed aus der Schrift Frank-Rühl-Hebräisch von Rafael Frank (1908). Mit diesem Buchstaben beginnt das hebräische Wort Limud, das „Lehre“ und „Lernen“ bedeutet.

ISSN 1864–385X

# INHALT

---

## JÜDISCHES LEBEN IN BELARUS IM 20. UND 21. JAHRHUNDERT

*Michael Brenner* Vorwort ..... 5

*Martina Niedhammer* Einleitung ..... 8

*Verena Dohrn / Evgenij S. Rozenblat* Belarusische  
Juden im Russländischen Reich um 1900 ..... 16

*Martina Niedhammer* „Ihr, Juden, werdet Euch  
erheben, wenn Belarus sich erhoben hat.“  
Belarusische Intellektuelle und die Idee einer belar-  
usisch-jüdischen Symbiose im frühen 20. Jahrhundert. . 38

*Anke Hilbrenner* Malyj Trostenez – ein europäischer  
Erinnerungsort ..... 51

*Magdalena Waligórska / Ina Sorkina* Rückkehr  
nach Hause oder „Repatriierung“?  
Beweggründe für die Migration bei Holocaust-  
überlebenden in Belarus nach dem Zweiten Weltkrieg.  
Eine vergleichende Betrachtung ..... 65

*Tatsiana Astrouskaya* Wieder „Juden werden“:  
Das Erstarken der jüdischen Emigrationsbewegung  
im sowjetischen Minsk ..... 83

*Alexander Friedman* Die Belarus-Krise 2020/21 und  
der Antisemitismus ..... 99

## AUS DEM ARCHIV

Zmitrok Bjaduljas Poem „Juden“ (1915). Ein Aufruf an  
die belarusischen Juden im Ersten Weltkrieg ..... 114

Kommentar von Claire Le Foll ..... 119

---

## BERICHTE

<i>Katharina Juergens</i> Drei Nationen – Ein Podcast. Bericht über eine Krakau-Exkursion des Lehrstuhls . . . .	127
---	-----

## NACHRICHTEN UND TERMINE

### Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur

(Prof. Dr. Michael Brenner)

Neues von Mitarbeitern und Absolventen . . . . .	130
Veranstaltungen . . . . .	131
Neues vom Freundeskreis des Lehrstuhls . . . . .	135

### Professur für Mittelalterliche Jüdische Geschichte

(Prof. Dr. Eva Haverkamp-Rott)

Neues von Mitarbeitern und Absolventen . . . . .	137
Veranstaltungen . . . . .	138

Die Autorinnen und Autoren . . . . .	140
--------------------------------------	-----

### Übersicht der Themenschwerpunkte

der bisher erschienenen Hefte . . . . .	147
---	-----

Michael Brenner

## Vorwort

1892 machte sich die achtköpfige Familie Katzenbogen aus dem belarusischen Minsk ins sächsische Dresden auf, um dort, wie so viele andere jüdische Familien aus dem Zarenreich, eine neue Heimat zu finden und ihren Kindern materiellen Wohlstand und Sicherheit vor antisemitischer Gewalt zu gewährleisten. Die jüngste Tochter Rebekka – die Eltern nannten sie Schosche und in Deutschland nahm sie bald den modischen Vornamen Frieda an – war meine Großmutter. Sie kamen aus Russland, so sagte sie immer. Und wenn es um die jüdische Geografie ging, so waren sie eben Litwakes, also litauische Juden, deren Jiddisch sich ebenso sehr von dem der Galizianer aus der Familie meines Vaters unterschied wie der Gefüllte Fisch, der gepfeffert und nicht gezuckert wie in Polen sein musste. Von Belarus oder Weißrussland sprach sie nie.

Belarus ist in der jüdischen Geschichte ein Stiefkind. Für die einen gehört es zur russischen, für die anderen zur litauischen oder polnischen Geschichte. Dabei beherbergte es einige der wichtigsten Zentren des osteuropäischen Judentums. Dieses Bild ein wenig zurechtzurücken und zu hinterfragen, was eigentlich das belarusische Judentum ausmacht, ist Ziel dieser Ausgabe unserer Zeitschrift. Sie schlägt einen weiten Bogen von den Shtetlach im 19. Jahrhundert, aus denen Chaim Weizmann und Shimon Peres, Simon Dubnow und Marc Chagall stammten, über den Vernichtungsort Malyj Trostenez bei Minsk bis zu der Auswanderung belarusischer Juden nach Israel und den jüngsten antisemitischen Tendenzen im Zusammenhang mit der Demokratiebewegung in Belarus. Mein Dank gilt Martina Niedhammer, die diesen Band anregte und vorbildlich betreute.

Diese Ausgabe erscheint zum 25. Jubiläum des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur. Als ich 1997 aus den USA zurück nach Bayern kam, fragte ich mich, gemeinsam mit meiner Kollegin Yfaat Weiss aus Israel, wie wir die erste Institution dieser Art an einer deutschen Universität ausrichten sollten. Es war uns klar, dass der neue Lehrstuhl ein integraler Teil der allgemeinen Geschichtswissenschaft zu sein hat und

gleichzeitig das Wissen um die jüdischen Kulturen und Sprachen für diejenigen, die sich auf diesem Gebiet spezialisieren wollten, ausbauen musste. So entstanden neue Lektorate für Neuhebräisch und Jiddisch. Später haben eine Professur für mittelalterliche jüdische Geschichte, das Zentrum für Israel-Studien sowie Gastprofessuren für Hebräische Literatur und für Jüdisch-Arabische Koexistenz und eine abgeordnete Lehrkraftstelle zur Verstärkung des Praxisbezugs in der Ausbildung von Lehramtsstudierenden das Spektrum erweitert. Sie alle sind Teil einer Abteilung am Historischen Seminar geworden. Hinzu kamen zahlreiche Forschungsprojekte, oftmals gemeinsam mit Partnerinstitutionen im In- und Ausland.

Gleichzeitig war Yfaat Weiss und mir damals klar, dass wir uns durch öffentliche Vorträge sowie internationale Fachtagungen auch an das außeruniversitäre Publikum der Stadt richten würden. In diesem Zusammenhang seien besonders die Reihe „Jüdischer Bücherschrank“, in der wir gemeinsam in der Literaturhandlung von Rachel Salamander Neuerscheinungen zur jüdischen Geschichte und Kultur vorstellten, sowie der Freundeskreis des Lehrstuhls, der mittlerweile über 250 Mitglieder zählt, erwähnt. Seit einigen Jahren leitet Yfaat Weiss neben ihrer Professur an der Hebräischen Universität Jerusalem die andere zentrale Einrichtung auf diesem Gebiet in Deutschland, das Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur Simon Dubnow in Leipzig. Gemeinsam mit einigen anderen wenigen Einrichtungen in Deutschland versuchen wir, die wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiet der jüdischen Geschichte und Kultur zu vertiefen und auf eine breitere Grundlage zu stellen.

Was hat sich nach 25 Jahren verändert? Gewiss, die Forschungslandschaft wurde erweitert, das Wissen um die jüdische Geschichte ist angewachsen, ebenso aber auch der Antisemitismus. Die einfache Gleichung, dass eine Ausweitung des akademischen Wissens um das Judentum den Antisemitismus aus der Welt schaffen könne, geht sicherlich nicht auf. Allerdings gilt auch umgekehrt: Nichtwissen verstärkt die Vorurteile weiter. So ist die Ausbildung von Multiplikator\*innen wie Lehrkräften, Museumspersonal und Journalist\*innen weiterhin eine essentielle Aufgabe der Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur. Trotz der wichtigen Aufgabe der breiten Wissensvermittlung darf aber nicht vergessen werden, dass die zentrale Rolle einer wissenschaftlichen Einrichtung nicht von der Tagespolitik vorgeschrieben wird.

Antisemitische Vorfälle können nicht die Agenda der Forschung bestimmen. Im Zentrum muss neben der umfassenden Lehre die innovative Forschung im internationalen Kontext stehen. Dies soll auch in Zukunft der vorrangige Auftrag für unsere Arbeit bleiben.

Martina Niedhammer

## Einleitung

Was verbindet Scarlett Johansson mit Shimon Peres, Chaim Weizmann mit Lisa Kudrow oder Menachem Begin mit Amy Winehouse? Richtig, alle sechs stammen aus jüdischen Familien mit Wurzeln im heutigen Belarus; Peres, Weizmann und Begin wurden dort sogar geboren. Die Liste dieses „Who’s Who“ ließe sich beliebig erweitern, etwa um Simon Dubnow, Léon Bakst oder Marc Chagall – Persönlichkeiten, die häufiger als die Erstgenannten mit der Region in Verbindung gebracht werden, spiegelt sich diese doch auch in ihrem wissenschaftlichen beziehungsweise künstlerischen Werk wider.

Dennoch ist es kein Zufall, dass vergleichsweise selten von „belarussischen“ Jüdinnen und Juden die Rede ist; meist wurden und werden sie unter anderen Gruppenbezeichnungen subsummiert, sei es als „polnische“, „russische“ oder „litauische“ Juden. Es lohnt sich, einen kurzen Blick auf diese Attribute zu werfen, da sie eng mit der Geschichte von Belarus verbunden sind, das erstmals im März 1918 als eigener Staat auf der europäischen Landkarte erschien. Damals entstand für wenige Monate die demokratische Belarussische Volksrepublik; 1919 folgte die Ausrufung einer Sowjetrepublik. Ihr Territorium wurde durch den Frieden von Riga im Jahr 1921 geteilt: Die westlichen Gebiete um Grodno (Hrodna) und Brest fielen an Polen, der östliche Landesteil, damals nur ein relativ kleines Gebiet um Minsk, wurde Teil der 1922 gegründeten Sowjetunion. Zwischen 1924 und 1926 kam die Region um Vitebsk (Vicebsk) und Mogilëv (Mahiljoŭ) hinzu, die die Russische Sowjetrepublik abtrat; die westlichen, bis dahin polnischen Gebiete wurden der Belarussischen Sozialistischen Sowjetrepublik (BSSR) im Zuge des sogenannten Hitler-Stalin-Paktes 1939 eingegliedert.<sup>1</sup>

So kompliziert die Territorialisierung von Belarus im 20. Jahrhundert auch sein mochte, Vorstellungen darüber, was

<sup>1</sup> Einen konzisen Überblick über die Entstehung der Belarussischen Sozialistischen Sowjetrepublik bietet Thomas Bohn auf der Internetplattform dekoder, siehe Thomas Bohn: Die Belarussische Sozialistische Sowjetrepublik. Auf: <https://www.dekoder.org/de/gnose/belarussische-sozialistische-sowjetrepublik> (letzter Zugriff: 11. 2. 2022).



Teil des Landes war und wer es bewohnte, hatte es bereits früher gegeben, als das Gebiet des heutigen Belarus noch zum Russländischen Reich gehört hatte. Aus nichtjüdischer Perspektive wurden sie im ausgehenden 19. Jahrhundert vor allem von Ethnografen und Sprachwissenschaftlern geprägt, die Lieder, Sprichwörter, Spiele und Bräuche erhoben sowie Dialekte verzeichneten. Die jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner der Region waren für sie eine eigene Bevölkerungsgruppe, die sie in der Regel einfach als „Juden“ bezeichneten und deren Folklore und Alltagssprache, das Jiddische, sie bei ihren Erhebungen durchaus berücksichtigten. So widmete Efim Karskij, der nach 1900 die erste umfassende Beschreibung des Belarussischen in sieben Teilbänden vorlegte, dem „jüdisch-deutschen Jargon“ und seinem lexikalischen Einfluss auf das Belarussische einen eigenen Abschnitt.<sup>2</sup> „Belarus“ als Land war für ihn identisch mit dem Verbreitungsgebiet des Belarussischen, wie er in einer berühmten, von nationalen Kreisen wiederholt aufgegriffenen Karte aus dem Jahr 1903 festhielt: Es erstreckte sich jenseits des heutigen Staatsgebiets auch auf die Region um Vilna (Vilnius, Wilno, Vil'nja, Vilne) und reichte im Osten bis über das russische Smolensk hinaus.<sup>3</sup>

Auch aus jüdischer Sicht war „Belarus“ keineswegs ein klar umrissenes Territorium. Für die erste Generation russisch-jüdischer Historiker im späten 19. Jahrhundert entsprach es demjenigen Gebiet, das im Zuge der ersten Teilung Polens 1772 an Russland gefallen war, ein „Laboratorium“ für den Umgang Katharinas II. mit ihren neuen jüdischen Untertanen, da sich Jüdinnen und Juden nicht im russischen Kernland ansiedeln durften.<sup>4</sup> Diese Erfahrung unterschied die jüdische Bevölkerung in „Belarus“ zwar von ihren „ukrainischen“ und „litauischen“ Glaubensgenossen, die erst im Zuge der zweiten (1793) und dritten Teilung (1795) zu Russland kamen. Die vorangegangene Zugehörigkeit zum polnisch-litauischen Unionsstaat führte jedoch dazu, dass die jüdische Bevölkerung der Region unter Verweis auf ihre religiösen Traditionen und Le-

<sup>2</sup> Efim Karskij: *Belorussy. Vvedenie v izučenie jazyka i narodnoj slovesnosti s priloženiem dvuch kart* (Bd. 1). Warschau 1903, S. 170–174. „Jargon“ war die offiziell übliche Bezeichnung für das Jiddische im Russländischen Reich.

<sup>3</sup> Ebd., Beilage.

<sup>4</sup> Claire Le Foll: *La Biélorussie dans l'histoire et l'imaginaire des Juifs de l'Empire russe 1772–1905*. Paris 2017, S. 454. Das moderne Belarus ist nicht identisch mit dem ersten russischen Teilungsgebiet, es umfasst auch Gebiete aus den beiden folgenden Teilungen.

benswelten lange unter dem Etikett „polnisch“ firmierte. So sprach noch der bedeutende Historiker Mojżesz Schorr in Briefen an Simon Dubnow von „polnischen“ Juden – während sein Gegenüber die Bezeichnung „russische“ Juden wählte.<sup>5</sup> Beiden ging es indessen nicht spezifisch um „belarusische“ Juden, vielmehr vertraten sie eine holistische Sichtweise, die regionale Unterschiede nivellierte: Im Falle Schorrs schloss sie die jüdische Bevölkerung des frühneuzeitlichen Polen-Litauens, im Falle Dubnows diejenige des Russländischen Reiches jeweils in ihrer Gesamtheit ein. Wie Anke Hilbrenner betont, habe es sich bei Dubnows „russischen“ Juden vor allem um eine „kulturelle Imagination“ gehandelt, das Selbstverständnis einer kleinen Gruppe russischsprachiger Jüdinnen und Juden, die im Zentrum des Landes, so vor allem in St. Petersburg, aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu bestimmten Berufen, ihres großen Vermögens oder ihrer akademischen Ausbildung leben durften.<sup>6</sup> Diese Binnensicht kommt beispielsweise in den bekannten Erinnerungen Pauline Wengeroffs zum Tragen, in denen die im belarusischen Bobrujsk (Babrujsk) geborene Autorin ihre Erfahrungen mit den soziokulturellen Umbrüchen innerhalb der jüdischen Bevölkerung im Ansiedlungsrayon und in der russischen Hauptstadt schildert. Sie sind betitelt als *Memoiren einer Großmutter. Bilder aus der Kulturgeschichte der Juden Russlands im 19. Jahrhundert*, was im Einklang mit den Wertvorstellungen Wengeroffs steht, auch wenn sie in ihren Erinnerungen die Ambivalenz eben jener „modernen“ russischsprachigen Erziehung thematisiert, die sie ihren Kindern zukommen ließ.

Pauline Wengeroff ist es allerdings auch, die im Vorwort die „gewaltigen Veränderungen im kulturellen Leben der jüdischen Gesellschaft in Litauen der [18]40–50er Jahre“<sup>7</sup> als Gegenstand ihres Buches benennt und damit einen weiteren geografischen Begriff einführt, der für die Geschichte belarusischer Jüdinnen und Juden bedeutsam ist. Der Verweis auf die kulturelle Zugehörigkeit des jüdischen „Belarus“ zu Litauen und den mit ihm verbundenen Litwakes, wie die litauisch-jüdische Bevölkerung auch bezeichnet wird, ist hier vor allem konfessio-

<sup>5</sup> Maria Gotzen-Dold: Mojżesz Schorr und Majer Bałaban. Polnisch-jüdische Historiker der Zwischenkriegszeit. Göttingen 2014, S. 17.

<sup>6</sup> Anke Hilbrenner: Diaspora-Nationalismus. Zur Geschichtskonstruktion Simon Dubnows. Göttingen 2007, S. 74.

<sup>7</sup> Pauline Wengeroff: *Memoiren einer Großmutter. Bilder aus der Kulturgeschichte der Juden Russlands im 19. Jahrhundert* (Bd. 1). Berlin 1908, S. 2.

nell zu verstehen: Seit dem späten 18. Jahrhundert ist „litauisch“ ein Attribut derjenigen, die sich als Anhänger eines orthodoxen, mitnagdischen, das heißt gegen die mystische Strömung des Chassidismus gerichteten Judentums verstanden,<sup>8</sup> einer Gruppe, die auch auf dem Territorium des heutigen Belarus zahlreich vertreten war. Es überrascht daher wenig, dass immer wieder Teile des belarusischen Gebiets als „Lite“, so die jiddische Bezeichnung für Litauen, beschrieben werden, insbesondere von Außenstehenden, denen feinere geografische Binnendifferenzierungen, so etwa zwischen „Lite“ und „Raysn“ nicht geläufig waren: Unter Letzterem verstanden insbesondere Einheimische die östlichen Teile des heutigen Belarus.<sup>9</sup>

Die jüngsten politischen Ereignisse lenken die Blicke vermehrt auf das Land an der nordöstlichen Außengrenze der Europäischen Union, dessen Bevölkerung vor der Schoa zu etwa einem Zehntel jüdisch war, wobei Jüdinnen und Juden in Städten, so etwa in Minsk, häufig mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung stellten. Auch wenn Simon Dubnows Aussage, dass „die Geschichte der Juden in Belarus in tiefe Dunkelheit gehüllt [sei]“<sup>10</sup>, die er im Rahmen einer Artikelserie über sein Heimatgouvernement Mogilëv 1886 tätigte, so nicht mehr zutrifft,<sup>11</sup> sind doch viele Aspekte belarusisch-jüdischer Geschichte noch wenig bekannt. Dies hängt auch mit der eingangs angesprochenen mangelnden Sichtbarkeit belarusischer Jüdinnen und Juden zusammen, die wiederum viel mit der verflochtenen Geschichte der Region zu tun hat: In besonders hohem Maße überschneiden sich hier unterschiedliche sprachliche, religiöse und spätestens ab dem aus-

<sup>8</sup> Vladimir Levin, Darius Staliūnas: Lite on the Jewish Mental Map. In: Darius Staliūnas (Hg.): Spatial Concepts of Lithuania in the Long Nineteenth Century. Boston 2016, S. 313f.

<sup>9</sup> Ebd., S. 336f. Zum Begriff „Raysn“ vgl. auch den Beitrag von Verena Dohrn und Evgenij Rozenblat im vorliegenden Heft.

<sup>10</sup> Simon Dubnow: *Evrei v Mogilevskoj Gubernij*. In: *Voschod* 9 (1886), S. 3. Zitat bei Le Foll: *La Biélorussie* (wie Anm. 4), S. 458f. Dubnow selbst sah seinen Artikel als Auftakt für eine Erforschung jüdischen Lebens in denjenigen Gouvernements im Russländischen Reich, die zum Ansiedlungsrayon gehörten, jener an den westlichen Peripherien gelegenen, ehemals zu Polen-Litauen gehörigen Region, in der sich Jüdinnen und Juden niederlassen durften.

<sup>11</sup> So fand im Juni 2021 erstmals eine große internationale (Online-)Konferenz zum Thema „The history, culture and heritage of Jews in Belarus across the age“ statt, konzipiert von Claire Le Foll und Maya Katznelson, vgl. <https://bjch.center/jewsbelarus2021/eng> (letzter Zugriff: 14. 2. 2022).

gehenden 19. Jahrhundert auch nationale Traditionslinien und Ziele, ein Aspekt, den die Abbildung auf der Rückseite dieser Ausgabe treffend illustriert. Sie zeigt ein Ortsschild am Minsker Bahnhof aus dem Jahr 1926 in den vier Sprachen, die damals in der BSSR amtlich zugelassen waren: Belarussisch, Russisch, Polnisch und Jiddisch. Das war ein Ergebnis der Politik der sogenannten *korenizacija* (zu Deutsch: Einwurzelung), einer Strategie, mithilfe derer regionale, nichtrussischsprachige Bevölkerungsgruppen in das sowjetische Projekt eingebunden werden sollten: Die Förderung ihrer eigenen Kulturen und Sprachen sollte Loyalität gegenüber dem noch jungen Staat erzeugen.<sup>12</sup> Damit einher ging auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit eben diesen Kulturen. In Minsk fand sie seit 1922 am „Inbel’kult“, dem Institut für belarussische Kultur, statt, das eine eigene Abteilung für das Jiddische, das „yidopteyl“, besaß. Sie lässt sich gewissermaßen als „sowjetisches“ Gegenstück zum „Yidishn visnshaftlekhn institut“ (YIVO) im damals polnischen Vilna beschreiben, zu dem auch Kontakte bestanden.<sup>13</sup> An beiden Orten wurde aus der Perspektive von Sprach- und Literaturwissenschaft zum Jiddischen gearbeitet, die regionale jüdische Geschichte erforscht und die jüdische Bevölkerung im Rahmen ethnografischer und dialektaler Studien befragt. Auf Minsker Seite bereitete die repressive Politik Stalins der wissenschaftlichen Arbeit, die seit 1928 an der neugegründeten Belarussischen Akademie der Wissenschaften fortgeführt worden war, in den beginnenden 1930er Jahren ein Ende. Zurück blieben unter anderem umfangreiche Vorstudien für ein großes belarussisch-jiddisches Wörterbuch, von dem lediglich ein Probedruck erschien.<sup>14</sup>

<sup>12</sup> Elissa Bemporad: *Becoming Soviet Jews. The Bolshevik Experiment in Minsk*. Bloomington 2013, S. 81–84.

<sup>13</sup> Vgl. Martina Niedhammer: *Die Macht der Wörter? Die Standardisierung des Jiddischen und des Belarussischen in den 1920er und 1930er Jahren*. In: Bettina Bannasch, Carmen Reichert, Alfred Wildfeuer (Hg.): *Zukunft der Sprache – Zukunft der Nation? Verhandlungen des Jiddischen und Jüdischen im Kontext der Czernowitzer Sprachkonferenz*. Berlin 2022, S. 74–86. Die Politik der *korenizacija* war allerdings keineswegs auf die BSSR beschränkt, für den Kontext des Jiddischen und die Erforschung jüdischer Kultur war insbesondere auch Kiev, die Hauptstadt der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik, sehr wichtig.

<sup>14</sup> Wir verdanken die Kenntnis dieses Probedrucks dem langjährigen Leiter der philologischen Sektion des YIVO Max Weinreich, in dessen Nachlass sich eine Kopie erhalten hat: *Jaürejski sloünik (probny vypusk). Yidisher verterbukh (probe-heft)*. Minsk 1935 [Kopie], YIVO Archives, RG 584, Ordner 197.

Die Rolle des Jiddischen in der jungen BSSR ist allerdings nur einer von vielen möglichen Gesichtspunkten, unter denen sich die jüdisch-belarusische Geschichte im 20. und frühen 21. Jahrhundert beleuchten lässt. Und so kann auch diese Ausgabe der *Münchener Beiträge* nur einige wenige Akzente setzen, die vor allem neugierig machen sollen und im besten Fall zu weiteren Forschungen anregen. Sie eröffnet mit einem Beitrag aus der Feder von **Verena Dohrn** und **Evgenij S. Rozenblat**, die die eingangs bereits aufgeworfene Frage nach der Spezifik belarusisch-jüdischen Lebens vertiefen, indem sie die topografischen und kulturellen Grenzen des jüdischen „Belarus“ im späten Zarenreich ausloten und ein Panorama seiner Lebenswelten entwerfen. Dabei spielen wirtschaftsgeschichtliche Aspekte ebenso eine Rolle wie Fragen der religiösen und politischen Orientierung belarusischer Jüdinnen und Juden. **Martina Niedhammer** beschäftigt sich mit der für das belarusische Selbstverständnis konstitutiven „*Naša Niva-Ära*“, benannt nach der ersten über einen längeren Zeitraum, zwischen 1906 und 1915, erscheinenden Zeitung in belarusischer Sprache. Ausgehend von Artikeln in der *Niva*, in denen es um jüdische Themen geht, fragt sie nach der Funktion der immer wieder beschworenen „belarusisch-jüdischen“ Symbiose im frühen belarusischen nationalen Diskurs. Eine besondere Rolle spielen dabei der „Nationalschriftsteller“ Janka Kupala und der belarusisch-jüdische Autor Zmitrok Bjadulja. Daran anknüpfend präsentiert **Claire Le Foll** in der Rubrik „Aus dem Archiv“ ein kürzlich entdecktes Poem Bjaduljas in deutscher Übersetzung. Darin verarbeitet Bjadulja die Erfahrungen seiner Familie, die in einem belarusisch und jüdisch besiedelten Dorf auf dem Land lebte, im Kriegsjahr 1915: Schrecken und Gewalt, die von marodierenden Kosakenregimentern ausgingen, die Flucht der Familie vor einem drohenden Pogrom, aber auch die friedliche Ruhe der belarusischen Wälder und die Hilfe durch eine lokale Bauernfamilie – für Le Foll ein Beleg für Bjaduljas unerschütterlichen Optimismus und zugleich eine Lesart des Krieges, die sich in manchem wesentlich von derjenigen etwa Simon Dubnows in seiner *Geschichte eines jüdischen Soldaten* unterscheidet.<sup>15</sup> **Anke Hilbrenner** setzt

<sup>15</sup> Simon Dubnow: *Geschichte eines jüdischen Soldaten*. Bekenntnis eines von vielen. Hg. von Vera Bischozky und Stefan Schreiner. Göttingen 2013.

sich mit dem Vernichtungsort Malyj Trostenez im Zweiten Weltkrieg und seiner langwierigen Transformation in eine europäische Gedenkstätte auseinander. Der Ort in der Minsker Peripherie, an dem die Nationalsozialisten die Mehrheit der Wiener Jüdinnen und Juden, aber auch zahlreiche belarussische Opfer ermordeten, war hierzulande lange kaum bekannt. Seine Geschichte ist auch eine Geschichte (post-)sowjetischer Erinnerungskultur und der Wirkmacht lokaler zivilgesellschaftlicher Akteurinnen und Akteure. Die emotional überaus herausfordernde Rückkehr von Überlebenden der Schoa an ihre früheren Wohnorte, kleine belarussische Shtetlech, untersuchen **Magdalena Waligórska** und **Ina Sorikina** in ihrem Beitrag. Darin fragen sie unter anderem, weshalb belarussische Überlebende so häufig nach Polen „repatriierten“, obwohl das Ausmaß des dortigen Antisemitismus dasjenige in der Sowjetunion, zumindest vordergründig, bei Weitem überstieg. Fragen der Emigration widmet sich auch **Tatsiana Astrouskaya**, die sich mit den Versuchen Minsker Jüdinnen und Juden in den 1970er Jahren, nach Israel auszuwandern, beschäftigt. Sie zeigt auf, dass bereits die Möglichkeit der Alija, mochte sie von den sowjetischen Behörden auch noch so sehr torpediert werden, das Bewusstsein der jüdischen Bevölkerung veränderte und als Katalysator für eine Beschäftigung mit der eigenen jüdischen Identität, jüdischer Kultur und Religion diente. **Alexander Friedman** blickt schließlich auf die jüngsten Ereignisse in Belarus und fragt anhand qualitativer Interviews mit Menschen belarussisch-jüdischer Herkunft in und außerhalb von Belarus nach deren Sicht auf die Belarus-Krise, die Protestbewegung und die Rolle von Jüdinnen und Juden. Zugleich geht er auf das komplexe Verhältnis Belarus' zu Israel ein, das zwischen deutlichen antisemitischen Ausfällen und der Furcht vor einem radikalen Bruch oszilliert.

Das Land hat einen langen Weg „von Weißrussland nach Belarus“ zurückgelegt und ist erst im Zuge der umstrittenen, auch im Westen nicht anerkannten Präsidentschaftswahl vom August 2020 wirklich in der europäischen Wahrnehmung angekommen. Dies belegt unter anderem die in den Medien im Sommer desselben Jahres geführte Diskussion um die Landesbezeichnung und deren Schreibung: belarussisch oder belarussisch? Der Duden konstatiert in jüngster Zeit eine gewisse Verschiebung im Schreibgebrauch hin zur Variante „belarussisch“, hat diese jedoch noch nicht aufge-

nommen.<sup>16</sup> Abweichend davon wird in allen Beiträgen dieser Ausgabe die Schreibung mit lediglich einem „s“ verwendet<sup>17</sup> – sie orientieren sich damit an einer Empfehlung der belarusischen-deutschen Geschichtskommission vom Juli 2020, in der diese nahelegte, mittels der Schreibweise die Eigenstaatlichkeit von Belarus zum Ausdruck zu bringen, dessen wechselvolle Geschichte über lange Zeitperioden hinweg keineswegs ausschließlich von seinem großen östlichen Nachbar geprägt war.<sup>18</sup> Zumindest einen kleinen Teil dieser Vielfalt sichtbar zu machen, ist das Anliegen der Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe der *Münchener Beiträge*.

<sup>16</sup> Der Duden: „Belarussisch“ oder „belarusisch“? Auf: <https://www.duden.de/sprachwissen/sprachratgeber/„Belarussisch“-oder-„belarusisch“> (letzter Zugriff: 8.2. 2021).

<sup>17</sup> Keine stilistische Einheitlichkeit strebt das Heft hingegen im Bereich der genderneutralen und -sensiblen Sprache an. Ihre Verwendung wurde jeder Autorin und jedem Autor anheimgestellt.

<sup>18</sup> Belarussisch-Deutsche Geschichtskommission: Die Republik Belarus in deutschsprachigen Texten. Auf: [https://geschichte-historyja.org/site/assets/files/1046/200715\\_pressemitteilung\\_geschichtskommission\\_by\\_de.pdf](https://geschichte-historyja.org/site/assets/files/1046/200715_pressemitteilung_geschichtskommission_by_de.pdf) (letzter Zugriff: 8.2. 2021). Die Arbeit der Kommission selbst ruht aufgrund der derzeitigen politischen Situation in Belarus seit Juli 2021.

Verena Dohrn und Evgenij S. Rozenblat

## Belarusische Juden im Russländischen Reich um 1900

Ist es möglich, bereits in den Zeiten des Russländischen Reiches von belarusischen Jüdinnen und Juden zu sprechen? Üblich ist es, für das westliche Grenzland zwischen litauischen Juden (Litwakes), ukrainischen und polnischen Juden zu differenzieren. Dieser Unterscheidung entsprechend lassen sich in der Geschichte der Juden über die Jahrhunderte, sogar über Brüche und Wendepunkte von Krieg und Revolution, von Staatsbildungen und Emigration hinweg, Linien vom Imperium zu den modernen Nationalstaaten Litauen, Ukraine und Polen ziehen. Umgekehrt sind Kontinuitäten sprachlicher, kultureller und religiöser jüdischer Traditionen zu erkennen. Aber wie steht es mit den belarusischen Juden? Die Grenzverläufe des Nationalstaats Belarus sind beinahe identisch mit denen der Gouvernements Grodno, Vitebsk, Minsk und Mogilëv im Zarenreich. Zusätzlich gehört ein mehr als 50 Kilometer breiter Streifen Land des vormaligen Gouvernements Vilna im Norden zu Belarus und im Süden ein sehr schmaler des ehemaligen Gouvernements Wolhynien. Ein Teil des Gouvernements Vitebsk, Lettgallen, ging 1918 wiederum an Lettland. Alle diese Gouvernements gehörten einst zum Ansiedlungsrayon, jenem Gebiet, in dem die jüdischen Untertanen seit Jahrhunderten lebten und nach dem Gesetz zu leben gehalten waren.

Der Name Belarus oder Belorussija war im Russländischen Reich ungebräuchlich. Insofern findet sich kein Eintrag zu diesem Wort in der *Evrejskaja Enciklopedija* im Verlag Brokgauz Efron. Aber ein belarusisches Gouvernement gab es schon Ende des 18. Jahrhunderts (1796–1801), unter der Regierung Pauls I. Es existierte allerdings nur fünf Jahre und wurde unter Alexander I. in die Gouvernements Vitebsk und Mogilëv geteilt. Kann man die Juden, die früher in den belarusischen Gouvernements lebten, von denen in den umliegenden Gouvernements unterscheiden und, falls dies der Fall ist, wie? Macht es Sinn, belarusische Juden jenseits der bereits existierenden Begriffe und Vorstellungen von litau-



schen, ukrainischen und polnischen Juden zu definieren? Staatliche entsprechen niemals soziokulturellen Grenzen. Im Grenzgebiet von Brest definierte sich die gesamte Bevölkerung als *mestnye* (Einheimische) ohne Unterschied von Religion und Nation, wie man es auch von anderen Grenzgebieten kennt. Man könnte also einfach sagen, dass polnische, ukrainische und litauische Juden in den belarusischen Provinzen lebten. Wie die Ukraine, die das Wort Grenze bereits in ihrem Namen trägt, ist Belarus ein Grenzland, in dem Ethnien und Kulturen gemischt lebten und leben, und wo Pakte geschlossen werden müssen, um den Frieden zu sichern.<sup>1</sup>

Die Juden, die ursprünglich in diesem Grenzgebiet siedelten, waren Aschkenasim, die vor der Verfolgung aus den deutschen Ländern auf polnische Gebiete geflohen waren, um Schutz beim dortigen König und Adel zu suchen. Später wurden sie Teil des Polnisch-Litauischen Reiches und nach den Teilungen Polens russländische Untertanen. Die jüdischen Gemeinden von Vitebsk (Vicebsk) und Mogiljöv (Mahiljoü) waren 1772 die ersten, die unter zarische Herrschaft kamen. Wie die anderen Juden im westlichen Grenzland des Reiches mussten sie nach russländischem Gesetz üppige Steuern zahlen und einen unerbittlich harten Militärdienst leisten. Zugleich aber war ihnen wie allen Juden im Ansiedlungsrayon bis zur Auflösung der Selbstverwaltung in Form des Kahals Mitte des 19. Jahrhunderts Autonomie gewährt. Und sogar nach Auflösung des Kahal-Systems bewahrten sie sich weitgehende rechtliche Unabhängigkeit. So hielten sich die patriarchalischen und oligarchischen Strukturen der jüdischen Gemeinden in den belarusischen Gouvernements wie in allen anderen Teilen des Ansiedlungsrayons. Seit den 1840er Jahren, den letzten Regierungsjahren von Zar Nikolaus I., eröffnete die Politik der forcierten Integration und Akkulturation, die von den jüdischen Aufklärern, den Maskilim, begrüßt und unterstützt wurde, im Gegenzug modernen Ideen und Bildungskonzepten den Eingang in die jüdischen Gemeinden des gesamten Ansiedlungsrayons.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Jean-François Lyotard: Der Widerstreit. Übersetzt von Joseph Vogl. München 1989, S. 251.

<sup>2</sup> Verena Dohrn: Jüdische Eliten im Russischen Reich. Aufklärung und Integration im 19. Jahrhundert. Köln, Weimar, Wien 2008, S. 401–407.

## Die belarusischen Gouvernements. Topografie und Räume jüdischer Siedlungen

Die auffälligste geografische Eigenart der belarusischen Gouvernements sind die polesischen Wälder in ihrem Zentrum, die größte Waldregion auf dem europäischen Kontinent, mit ihren Sümpfen im Tiefland zwischen den Flüssen Bug im



1 Simon Dubnow auf einer Fotografie aus dem Jahr 1896

Nordwesten und Pripjat im Südosten. In diesem großen, sich über Hunderte von Kilometern erstreckenden Zentrum der belarusischen Landschaft, in Polesien, dominierte die Welt des Shtetls. Der Historiker Simon Dubnow romantisierte das dichte und dunkle, in der Sonne funkelnde Grün der polesischen Wälder, als er sich an eine Reise von Odessa in das Shtetl seiner Kindheit Mstislavl' (Mszislau), Gouvernemente Mogilëv, im Mai 1897 erinnerte, über Kiev auf einem Dampfer den Dnepr und dessen Nebenfluss Soš hinauf. Die majestätischen Wälder, ihr kühler Schatten, faszinierten ihn, riefen Erinnerungen wach. Der Wald hatte seinem Vater Arbeit gegeben, die Familie ernährt, die harte Arbeit in feuchter Kälte als Angestellter eines Holzhändlers den Vater aber

auch krank gemacht. Auf dem Fluss kamen dem Heimkehrer Flöße und Lastkähne entgegen, die den „ganzen Waldreichtum unserer Region“, das Holz von Norden nach Süden transportierten. In seinen Erinnerungen beschrieb er ebenfalls die „kümmerlichen Dörfer des Polessje-Gebiets“, an denen er vorbeifuhr, die Armut und Rückständigkeit ihrer Bewohner.<sup>3</sup>

Ein anderer Zeuge der Welt des Shtetls im Polessje-Gebiet ist der Chemiker und zionistische Politiker Chaim Weizmann, später der erste Präsident von Israel, der 1884 in Motol', Gouvernemente Grodno, geboren wurde. Heute ist Motol' ein belarusisches Dorf namens Motal' im Südwesten des Landes. „Meine Geburtsstadt [...] lag und liegt vielleicht immer noch an den Ufern eines kleinen Flusses in einem großen Sumpfbereich, das weite Teile der Provinz [...] und der umliegenden Pro-

<sup>3</sup> Simon Dubnow: Buch des Lebens. Erinnerungen und Gedanken. Materialien zur Geschichte meiner Zeit. 1860–1903. Bd. 1. Übersetzt von Vera Bischtitzky. Göttingen 2004, S. 328 f.

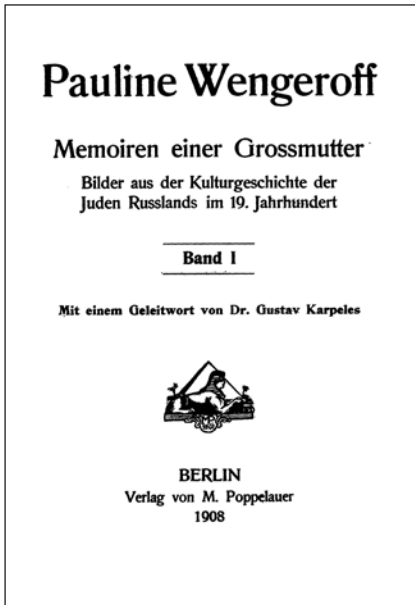
vinzen in Weißrussland einnahm; ein flaches, offenes Land, schwermütig und monoton, doch mit seinen Flüssen, Wäldern und Seen nicht gänzlich ohne Charme. Zwischen den Flüssen war der Boden sandig, mit Kiefern und Ginster bestanden, in Ufernähe war die Erde schwarz und die Bäume trugen Blätter. Im Frühling und im Herbst war die Gegend ein Meer aus Schlamm; im Winter eine Welt von Schnee und Eis; im Sommer war sie von einem Dunstschleier überzogen. Rundum in Hunderten von Schtetlach und Dörfern lebten Juden, wie sie schon seit vielen Generationen gelebt hatten, verstreute Inseln in einem nichtjüdischen Ozean.“<sup>4</sup>

Die Umgangssprache der Juden in den Schtetlach des Ansiedlungsrayons war Jiddisch. Aber das belarusische Jiddisch unterscheidet sich in Phonologie und Lexik vom ukrainischen ebenso wie vom polnischen und litauischen Jiddisch. Bündel von Isoglossen, Sprachlinien, herausarbeitend, kam der Linguist Uriel Weinreich zu dem Schluss, dass sich in den belarusischen Provinzen, abgesehen von Einflüssen aus dem ukrainischen Süden, dem polnischen Südwesten sowie dem Einfluss des Belarusischen und der russischen Staatssprache, schrittweise ein spezifischer jiddischer Dialekt herausbildete. Dieser Prozess begann bereits mit der Niederlassung der Aschkenasim im litauischen Großfürstentum, in Grodno und Brest, kam aber erst nach Ende der Ostwanderungen im späten 18. Jahrhundert zum Abschluss, als die Juden bereits einen deutlichen Bevölkerungsanteil überall in den belarusischen Gouvernements ausmachten.<sup>5</sup> Diese Provinzen haben im Jiddischen einen eigenen Namen. Sie werden *Raysn* genannt. Ein Gedicht des jiddischen Schriftstellers Moshe Kulbak, der 1896 in Smorgon (Smargón), Gouvernement Vilna, geboren wurde und 1937 in Minsk den stalinistischen Säuberungen zum Opfer fiel, trägt den Titel „*Raysn*“ und wurde berühmt.<sup>6</sup> Umge-

<sup>4</sup> Chaim Weizmann: My Early Days. In: Lucy S. Dawidowicz (Hg.): The Golden Tradition. Jewish Life and Thought in Eastern Europe. New York 1967, S.376. Diese Übersetzung stammt, ebenso wie die folgenden, sofern nicht anders vermerkt, von Verena Dohrn.

<sup>5</sup> Uriel Weinreich: The Geographic Makeup of Belarussian Yiddish. In: Marvin I. Herzog (Hg.): The Field of Yiddish. Studies in Language, Folklore, and Literature. The Hague 1969, S.82–101.

<sup>6</sup> Diesen Hinweis verdanken wir dem Jiddisten und Literaturhistoriker Gennady Estraiikh. Marc Caplan: Moyshe Kulbak's *Raysn* and *Meshiekh ben-Efrayim* between Nostalgia and Apokalypse. In: Gennady Estraiikh (Hg.): Yiddish in Weimar Berlin. At the Crossroads of Diaspora Politics and Culture. London, New York 2010, S.89–104.



2 Titelblatt der Erstausgabe der Memoiren von Pauline Wengeroff, die 1908 in deutscher Sprache von Gustav Karpeles, dem Herausgeber der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“, publiziert wurden

kehrt bezeugen die Entlehnungen aus dem Jiddischen und Hebräischen in der belarussischen Sprache den hohen Grad an Kontakten zwischen der jüdischen und der nicht-jüdischen Bevölkerung, insbesondere im Bereich des Erwerbs, in dem die Frauen stärker vertreten waren als die Männer, da jene vor allem für den Verdienst des Lebensunterhalts zuständig waren, während diese studierten.<sup>7</sup>

Die Städte liegen um das polesische Wald- und Sumpfbereich herum und unterscheiden sich der Größe nach nicht wesentlich voneinander. Die Situation derjenigen an der Peripherie war eine andere als die im Zentrum. Hier machten sich Einflüsse von außen geltend. Mitte des 19. Jahrhunderts erreichten von Westen her, aus dem preußischen Königsberg sowie aus Warschau, der

Hauptstadt des Königreichs Polen, Ideen der Aufklärung und der Moderne die Städte. Besonders aktiv waren die Maskilim in Minsk und Brest, die Pauline Wengeroff und Lev Levanda in ihren Memoiren beschreiben.<sup>8</sup> Dazu kam der Einfluss der nationalen Bewegungen auf die jüdische Bevölkerung, allen voran in Minsk,<sup>9</sup> der polnischen und der ukrainischen vom habsburgisch regierten Lemberg im Südwesten sowie der belarussischen mit ihrem Zentrum in Vilna (Wilno, Vilnius, Vil'nja, Vilne) im Nordwesten. Andererseits wirkten die rab-

<sup>7</sup> Olga A. Sobolevskaja: Povsednevnaia žizn' evreev Belarusi v konce XVIII – pervoj polovini XIX veka. Grodno 2012, S.381–382.

<sup>8</sup> Lev Levanda war ein Maskil und Befürworter der forcierten Akkulturation und Integration der Juden in die russische Gesellschaft. Er besuchte eine staatliche jüdische Schule in Minsk und wurde später selbst Lehrer an einer solchen ebenda. Seine Erinnerungen an die Aufklärungsbewegung in Minsk Ende der 1840er Jahre erschienen in der russisch-jüdischen Zeitschrift *Voschod* (Lev Levanda: Tipy i siluety. Vospominanija škol'nika konca sorokovyh godov. In: *Voschod* 1, 1/14 (1881), (1) S.32–59; (2) S.120–129; (3) S.1–23; (4) S.49–94.); Pauline Wengeroff, geboren Epstein, wuchs in Brest auf und lebte später in Minsk. Wengeroffs Erinnerungen erschienen zuerst (1902) teilweise ebenfalls im *Voschod* und wenige Jahre später komplett als Buch in Berlin (Aleksiej R. Rumjancev, Viktor E. Kel'ner (Hg.): *Voschod. Knižki Voschoda. Rospis' soderžanija 1881–1906*. Sankt Petersburg 2001, S.216; Pauline Wengeroff: *Memoiren einer Grossmutter*. Bd.2. Berlin 1913, S.16–19).

<sup>9</sup> Nelly Bekus: *Struggle Over Identity. The Official and the Alternative „Belarusianness“*. Budapest 2010, S.53f.

binischen Juden der litauischen Provinzen ebenso wie die Chassidim in Wolhynien und Podolien auf die belarusischen Städte ein. Nicht zuletzt dem Einfluss dieser beiden so verschiedenen Gruppen ist es zu verdanken, dass jüdische Traditionen in den belarusischen Provinzen so lange erhalten blieben. Im Osten, in Gomel, Mogilëv und Bobruisk prägten die russischen Nachbarschaften die Städte. Um 1900 war die soziokulturelle Mischung von verschieden orientierten jüdischen *communities* in den belarusischen Gouvernements ein auffälliges Merkmal. Dort lebten chassidische und rabbinische (litwakische) neben säkularen, russisch akkulturierten Juden. Sie begegneten sich, stritten miteinander und mischten sich, wie die Eltern des zionistischen Politikers Shmaryahu Levin aus Svislač, Gouvernement Minsk, oder wie bei Pauline Wengeroff, die aus einer litwakischen Familie kam und in eine chassidische eingeheiratete.<sup>10</sup>



3 Fotografie Pauline Wengeroffs, undatiert. Abgedruckt in der Erstausgabe ihrer Memoiren, 1908

## Demografie und soziale Strukturen

Die erste große Volkszählung im Russländischen Reich fand 1897 statt. Dem Zensus nach war die jüdische Bevölkerung der belarusischen Provinzen gestiegen, trotz Abwanderung in die baltischen, ukrainischen oder neu-russländischen Provinzen des Reiches im Süden, und trotz der Emigration vor allem in die USA aufgrund von Hunger und Armut. Im frühen 19. Jahrhundert hatten etwa 200 000 Juden (fünf Prozent der Gesamtbevölkerung) auf dem Territorium des heutigen Belarus gelebt, und Mitte des Jahrhunderts waren es mehr als doppelt so viele – 500 000 (zwölf Prozent der Gesamtbevölkerung). Bis 1897 hatte sich die jüdische Bevölkerung nochmals fast verdoppelt. Nun lebten fast eine Million Juden in den belarusischen Provinzen (14,2 Prozent der Gesamtbevölkerung), die meisten von ihnen in den Gouvernements Minsk und

<sup>10</sup> Wengeroff: Memoiren (wie Anm. 8), S. 80–85; Shmarya Levin: Kindheit im Exil. Berlin 1937, S. 12.

Mogilëv.<sup>11</sup> Zum Vergleich: Der Staat Litauen erbt zwei, die Ukraine hingegen acht und Belarus vier der insgesamt 15 Gouvernements im Ansiedlungsrayon. In den ukrainischen Provinzen lebten um 1900 doppelt so viele Juden wie in den belarusischen, beinahe die Hälfte der jüdischen Bevölkerung im Reich insgesamt.<sup>12</sup>

Bis zum Attentat auf Alexander II. im Jahr 1881 siedelten die belarusischen Juden zerstreut auf dem Land. Danach zwangen sie die „Mai-Gesetze“, sich in den Shtetlach und Städten zu konzentrieren.<sup>13</sup> Dies verstärkte die innerjüdische Konkurrenz und führte zur Verarmung großer Teile der Bevölkerung und letztendlich häufig zur Emigration.<sup>14</sup> Die allgemeine Landflucht intensivierte den Wettbewerb zwischen jüdischer und christlicher Bevölkerung in den Städten und trug maßgeblich zur Entwicklung des Verlagswesens (*kustar*) bei. Die permanente Konkurrenz zwang jüdische Unternehmer, sich auf das Verlagswesen einzulassen, um Ausgaben für das Kapital einzusparen.<sup>15</sup>

Anders als in der Ukraine schlug der Versuch, in den belarusischen Provinzen jüdische landwirtschaftliche Kolonien zu errichten, fehl.<sup>16</sup> Um 1900 lebte der allergrößte Teil der jüdischen Bevölkerung in Städten und Shtetlach. Es war nicht ungewöhnlich, dass Juden die Hälfte der Stadtbevölkerung oder sogar mehr ausmachten wie in Belostok, Minsk, Vitebsk, Brest, Grodno oder Dvinsk. Unter den zwanzig Städten mit der größten jüdischen Bevölkerung im Russländischen Reich um 1900 lagen sechs in den belarusischen Provinzen – Minsk (47 000), Belostok (41 900), Vitebsk (34 400), Dvinsk (32 400), Brest (30 300) und Grodno (22 700).<sup>17</sup> Anders als in den ukrainischen Provinzen der Fall durften die belaru-

<sup>11</sup> Nach der Volkszählung von 1897 lebten 344 100 Juden in Minsk (37,7 Prozent der jüdischen und 16,2 Prozent der gesamten Bevölkerung) und in Mogilëv 203 300 (22,3 Prozent der jüdischen und 12,1 Prozent der gesamten Bevölkerung). Piotr Eberhardt: *Przemiany narodowościowe na Białorusi*. Warschau 1994, S. 30.

<sup>12</sup> „Ukraina“. In: *Kratkaja Evrejskaja Enciklopedija (KEE)*. Bd. 8, Jerusalem 1996, col. 1195.

<sup>13</sup> Simon Dubnow: *History of the Jews in Russia and Poland from the Earliest Times until the Present Day*. Bd. 2. Übersetzt von Israel Friedlaender. Philadelphia 1916–1920, S. 309–312.

<sup>14</sup> Leonid Prajsman (Hg.): *Istorija evreev v Rossii*. Moskau 2005, S. 279.

<sup>15</sup> *Sobolevskaja: Povsedevnaja žizn'* (wie Anm. 7), S. 375.

<sup>16</sup> *Ebd.*, S. 376.

<sup>17</sup> „Rossija“. In: *KEE*. Bd 7, Jerusalem 1994, col. 386.

sischen Juden in allen Städten siedeln.<sup>18</sup> Dafür fehlte ihnen eine Metropole, ein Handelszentrum wie Odessa mit 34 Prozent jüdischen Einwohnern (138 900 von insgesamt 403 000 Einwohnern).<sup>19</sup>

Während die nichtjüdische Bevölkerung der belarusischen Provinzen ganz überwiegend in der Landwirtschaft tätig war, verdiente die große Mehrheit der Juden ihren Lebensunterhalt als Kaufleute und Handwerker aller Art.<sup>20</sup> Die meisten von ihnen waren arme Leute, aber einige brachten es zu Wohlstand. In den belarusischen wie in den ukrainischen Provinzen repräsentierten Juden die überwiegende Mehrheit der Kaufleute der Ersten Gilde und gehörten folglich zu den wohlhabendsten Großhändlern und Unternehmern im Reich. Sie unterschieden sich nur nach Wirtschaftszweigen. Während die ukrainisch-jüdischen Kaufleute in erster Linie mit Getreide und Zucker handelten, waren die belarusischen hauptsächlich in der Holzindustrie engagiert. Die Ukraine besitzt guten Boden und Belarus große Wälder.

Juden in den belarusischen Provinzen nutzten jede Gelegenheit, um aus den Grenzen auszubrechen, die mit den russischen Gesetzen gezogen worden waren; das galt für alle Juden im gesamten Ansiedlungsrayon. Das Recht, sich in den russischen Gouvernements niederzulassen, war einer kleinen Gruppe vorbehalten, neben den Kaufleuten der Ersten Gilde einigen Handwerkerberufen, ehemaligen Soldaten und Personen mit akademischer oder spezifisch medizinischer Ausbildung.<sup>21</sup> Der Historiker Benjamin Nathans erfand den Terminus der „selektiven Integration“ für diese Politik der Privilegierung.<sup>22</sup> Dies trieb Juden dazu an, sich zu bilden und zu qualifizieren. Juden aus dem Ansiedlungsrayon stürmten buchstäblich die Seminare und Universitäten. Die Einführung des Numerus clausus Mitte der 1880er Jahre als Folge des Protests, der Reaktion nationalistischer russischer Konkurrenten, steigerte den Ehrgeiz jüdischer Studierender, trieb sie in die

<sup>18</sup> „Kiev“. In: KEE. Bd. 4, Jerusalem 1988, col. 255.

<sup>19</sup> „Ukraina“ (wie in Anm. 12), col. 1195.

<sup>20</sup> Sobolevskaja: Povsedevnaja žizn' (wie Anm. 7), S.376.

<sup>21</sup> Verena Dohrn: Akkulturation und Patriotismus. Die ersten modernen Juden im Russischen Reich. In: Eva-Maria Auch, Trude Maurer (Hg.): Leben in zwei Kulturen. Akkulturation und Selbstbehauptung von Nichttrussen im Zarenreich. Wiesbaden 2000, S. 61–81.

<sup>22</sup> Benjamin Nathans: Beyond the Pale. The Jewish Encounter with Late Imperial Russia. Berkeley 2002, S.45.

Emigration oder zum Studium im Westen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm die Anzahl derjenigen Juden zu, die von der Religion und Tradition entfremdet wurden. In einigen Fällen erleichterte die Konversion zum Christentum die Karriere und die Gelegenheit, die Grenzen des Ansiedlungsrayon zu überschreiten. Doch die überwiegende Mehrheit der Juden blieb im Rayon, der bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs bestand, und bewahrte das spezifische soziokulturelle Profil im Hinblick auf Religion und Tradition, Lebensstil und Mentalität, die Shtetl-Strukturen und nicht zuletzt die Alltagssprache Jiddisch.

### Juden in der belarusischen Industrie

Der Eisenbahnbau beschleunigte die Industrialisierung des Russländischen Reiches. Um 1900 durchzog ein Netz von sechs großen Linien die belarusischen Provinzen von Südwest nach Nordost und von Nordwest nach Südost, das die Städte sowie Zentrum und Peripherie miteinander verband, ergänzend zu den alten Wasserrouen auf Pripjat, Dnepr, Bug, Berezhina und Soš.<sup>23</sup> Die belarusischen Gouvernements waren Agrarland, wo Juden traditionell als Pächter tätig waren, da sie kein Land erwerben durften. Die Industrialisierung betraf in dieser Region vor allem die Agrarindustrie. Die meisten Unternehmer engagierten sich außer in der Holzwirtschaft im Tabak-, Leder- und Getreidegeschäft, in Schnapsbrennereien und Brauereien. Der Anteil der Juden unter ihnen betrug mehr als 90 Prozent<sup>24</sup>, darunter etwa Šerševskijs mit ihrer berühmten Tabakfabrik in Grodno,<sup>25</sup> die Familie Lurija, Besitzer einer Holzfabrik in Pinsk, die Bretter, Latten, Balken, Sperrholz, Holznägel und Streichhölzer herstellte, mit Filialen in Warschau, Libau und Danzig.<sup>26</sup> Andere waren Großhändler vor allem in der Holz- und Getreidewirtschaft wie die Holz-

<sup>23</sup> Walter Sperling: Der Aufbruch der Provinz. Die Eisenbahn und die Neuordnung der Räume im Zarenreich. Frankfurt am Main, New York 2011, S.131. Belarusische Eisenbahnen. Auf: [https://ru.wikipedia.org/wiki/белорусская\\_железная\\_дорога](https://ru.wikipedia.org/wiki/белорусская_железная_дорога) (letzter Zugriff: 21. 1. 2022).

<sup>24</sup> Alfred J. Rieber: Merchants and Entrepreneurs in Imperial Russia. Chapel Hill 1982, S. 58 f und S. 69.

<sup>25</sup> Grodno Tobacco Factory. Auf: [https://en.wikipedia.org/wiki/Grodno\\_tobacco\\_factory](https://en.wikipedia.org/wiki/Grodno_tobacco_factory) (letzter Zugriff: 21. 1. 2022).

<sup>26</sup> Chaim Weizmann: My Early Days (wie Anm. 4), S.379; Azriel Shohet, Mark Jay Mirsky, Moshe Rosman, Faigie Tropper: The Jews of Pinsk 1881 to 1941. Stanford 2013, S.19–21.



händler Golodetz in Ščedrin (Ščadryn) im Gouvernement Minsk.<sup>27</sup>

1897 waren 93 Prozent der Großhändler in diesen Branchen im nordwestlichen Grenzland Juden. Sie vertrieben ihre Ware über Königsberg (Preußen) im Nordwesten und über Odessa (Ukraine) im Südosten.<sup>28</sup> Eine andere wichtige Gruppe jüdischer Kaufleute waren Steuerpächter, vor allem in der Alkoholpacht.<sup>29</sup> Die reichsten Unternehmer im Reich, Baron Evzel' Gincburg und der „Eisenbahnkönig“ Samuil Poljakov stammten aus den Provinzen Vitebsk und Mogilëv. Sie begannen ihre Karrieren als Steuerpächter, machten aber ihr Vermögen außerhalb des Ansiedlungsrayons.<sup>30</sup> Die Wengeroffs waren Steuerpächter in Bobruisk, Ljuban, Gouvernement Minsk, und Kowno.<sup>31</sup> Ende des 19. Jahrhundert spielten Juden eine entscheidende Rolle in der Zuckerindustrie. 1910 gab es zusammengenommen 182 (31,5 Prozent) jüdische Aktiengesellschaften dieses Wirtschaftszweigs in den ukrainischen und belarusischen Provinzen.<sup>32</sup> Ein besonderes Industrieunternehmen in der Provinz Mogilëv war die Tallit-Manufaktur in Dubrovna. Das Städtchen nahe der russischen Grenze war seit dem 18. Jahrhundert ein Webereizentrum für Gebetsschals, das seine Ware in ganz Russland, in Westeuropa und sogar in Amerika vertrieb. Um 1900 half Lazar Poljakov, der Bruder des „Eisenbahnkönigs“, dabei, die Manufaktur zu modernisieren. Zusammen mit der Jüdischen Kolonisationsgesellschaft gründete er die *Dneprovsker Manufaktur AG*.<sup>33</sup>

Juden gehörten zu den Initiatoren und Investoren einer neuen Art von Unternehmen – Kreditinstituten und Banken.

<sup>27</sup> „Shchedrin“. In: *Evrejskaja Enciklopedija* 16 (1913, 1991), col. 141. Auf: <https://www.jewishvirtuallibrary.org/shchedrin> (letzter Zugriff: 21. 1. 2022).

<sup>28</sup> Prajsman: *Istorija evreev v Rossii* (wie Anm. 14), S. 274.

<sup>29</sup> Ebd., S. 270; Dohrn: *Akkulturation und Patriotismus* (wie Anm. 21), S. 68 f.

<sup>30</sup> „Gintsburg Family“. In: *The Yivo Encyclopedia of Jews in Eastern Europe* 1 (2008), S. 601 f. Auf: [https://yivoencyclopedia.org/article.aspx/Gintsburg\\_Family](https://yivoencyclopedia.org/article.aspx/Gintsburg_Family); Poliakov Family. In: *The Yivo Encyclopedia of Jews in Eastern Europe* 2 (2008), S. 1411. Auf: [https://yivoencyclopedia.org/article.aspx/Poliakov\\_Family](https://yivoencyclopedia.org/article.aspx/Poliakov_Family) (letzter Zugriff: 21. 1. 2022).

<sup>31</sup> Wengeroff: *Memorien* (wie Anm. 8), S. 77–79, 128, 132 f. und 145.

<sup>32</sup> Prajsman: *Istorija evreev v Rossii* (wie Anm. 14), S. 271.

<sup>33</sup> ChaeRan Freeze: *Zinaida Poliakova's Life & Times. An Introduction*. In: ChaeRan Freeze (Hg.): *A Jewish Woman of Distinction. The Life & Diaries of Zinaida Poliakova*. Waltham 2019, S. 45 und 46; Sobolevskaja: *Povsedevnaja žizn'* (wie Anm. 7), S. 375.

*Poljak* ⚭ *Weisbrem*, *Cukerman* ⚭ *Braude*, *Lur'e* hießen diese in Minsk.<sup>34</sup> Unter den Bankiers war eine Frau, Sof'ja Solomonovna Braude, die nach dem Tod ihres Mannes 1898 das 1848 gegründete Bankhaus *Cukerman* ⚭ *Braude* führte, eines der ältesten der Stadt. Dazu leitete sie die Filiale der *Moskauer Agrar-Bank* in Minsk, die Lazar Poljakov gehörte.<sup>35</sup> Eine Unternehmerin war weder im Russländischen Reich allgemein noch in der traditionellen jüdischen Welt eine Ausnahme.<sup>36</sup> Jüdinnen im östlichen Europa lebten im 19. Jahrhundert in einer paradoxen Situation, so die Historikerin ChaeRan Freeze: „Anders als ihre Schwestern im Westen nahmen sie aktiv am ökonomischen und öffentlichen Leben teil, doch gleichzeitig waren sie von formalen Führungspositionen in der Synagoge und in der Gemeinde ausgeschlossen.“<sup>37</sup> Deshalb ist es bemerkenswert, dass eine Frau in Minsk die Leitung einer Bank übernahm und sich öffentlich als Mäzenatin betätigte.<sup>38</sup> Andere jüdische Frauen gehörten zur Unternehmerschaft in den belarusischen Städten, waren Besitzerinnen von Brauereien, Handelsgesellschaften, Branntweimbrennerei und einer Streichholzfabrik in Minsk, Mogilëv, Gomel' und Slonim.<sup>39</sup>

Ein anderes Beispiel für einen Unternehmer in einem innovativen Zweig ist der Kaufmann der Ersten Gilde Chaim N. Kagan aus Brest, ein Pionier in der Ölindustrie und führendes Mitglied des *Misrachi*, der religiös-zionistischen Bewegung, die ihre Anfänge im Übrigen ebenfalls in den belarusischen Provinzen nahm. Der Gründer der *Misrachi*, Jitzchak Ja'akov Reines, geboren in Karolin, heute einem Stadtteil von Pinsk,

<sup>34</sup> Emmanuil Ioffe: *Evrei v ekonomike Minska v 1793–1917*. Minsk 2008, S. 217–222.

<sup>35</sup> Ekaterina Drozdova: *Bankovskaja blagotvoritel'nost' v Belarusi (konec XVIII – načalo XX veka)*. In: *Bankaŭski Vesnik* (2009), S. 62–64. Auf: <https://www.nbrb.by/bv/articles/1574.pdf> (letzter Zugriff: 21. 1. 2022).

<sup>36</sup> Freeze: Zinaida Poliakovna (wie Anm. 33), S. 30.

<sup>37</sup> Ebd., Paula Hyman: Introduction. Historical Survey. In: ChaeRan Freeze, Paula Hyman, Antony Polonsky (Hg.): *Jewish Women in Eastern Europe*. Oxford 2005, S. 14.

<sup>38</sup> Alexandra V. Orlova: *Razvitie ženskogo predprinimatel'stva v Belorusi. Istoričeskij ekskurs*. Gomel' 2019, S. 225–227; Drozdova: *Bankovskaja blagotvoritel'nost'* (wie Anm. 35), S. 64.

<sup>39</sup> Orlova listet auf: Paula Lekert mit Brauereien in Minsk, Mogilëv and Gomel', El'za Janik mit einer Brauerei in Mogilëv, Mnucha Lozinskaja mit einer Branntwein-Brennerei in Slonim, Ginda Besznik mit einer Handelsgesellschaft in Minsk, Gitlja Dobkina mit einer Handelsgesellschaft in Gomel' und Dina Vitenberg mit einer Streichholzfabrik in Gomel'. Ebd.; Elissa Bemporad: *Becoming Soviet Jews. The Bolshevik Experiment in Minsk*. Bloomington 2013, S. 14.

erhielt seine Ordination (*smicha*) an der Jeschiwa in Voložin (Valožyn), Gouvernement Minsk, und eröffnete eine reformierte Jeschiwa in Lida, Gouvernement Grodno.

Geboren wurde Chaim Kagan als Sohn eines Melamed in dem polesischen Shtetl Orlja (polnisch: Orla), heute ein Dorf bei Bielsk an der polnisch-belarusischen Grenze. Nach der Heirat kam er nach Brest, Gouvernement Grodno, arbeitete zunächst als Fischhändler und wechselte dann in den Lichtölhandel, als der Verkauf amerikanischen Lichtöls im Russländischen Reich boomte. Er dehnte sein Geschäft langsam aus, zunächst in das nahegelegene Königreich Polen hinein. Drei Jahrzehnte lang, bis Mitte der 1890er Jahre, leitete er sein Geschäft von Brest aus. Allmählich erweiterte er seinen Handelsradius, nicht zuletzt dank der Eisenbahnverbindungen verlagerte sich sein Standort von Brest nach Warschau, dann nach Charkov, Saratov und Baku.

Das erste Unternehmen, das Chaim Kagan zusammen mit einem jüdischen Kaufmann aus Kowno besaß, *Dembo & Kagan*, wurde 1879 in Vilna gegründet. Es eröffnete eine Raffinerie in Baku und war das erste jüdische Unternehmen in der Bakuer Ölwirtschaft.<sup>40</sup> *Dembo & Kagan* zogen andere Juden aus den belarusischen Provinzen nach sich und beschäftigten sie als Arbeitskräfte. Um 1900 boomte das Ölgeschäft in Baku und es wurde dort weltweit das meiste Öl produziert. Die Namen der Unternehmen, an denen Chaim Kagan beteiligt war, änderten sich, aber seine Geschäfte prosperierten. Vor dem Ersten Weltkrieg erstreckte sich sein Handelsradius von der Ostsee bis zum Kaspischen Meer. Die Hauptstadt Sankt Petersburg wurde sein Firmensitz. Am Ende seines Lebens, ein Jahr vor der Russischen Revolution, waren er und seine Söhne im Besitz von zwei Aktiengesellschaften.<sup>41</sup>

## Simon Dubnow und die Begegnung mit der jüdischen Geschichte

Im Jahre 1885 erlebte der 24 Jahre alte Simon Dubnow in seinem Heimatschtetl Mstislavl' eine tiefe Krise. Er verlor seine Sehkraft infolge einer nervlich bedingten Augenkrank-

<sup>40</sup> H. Landoi: Yidn in Ruslender naft-industrie un naft-handl. In: Yivo-bleter 14, 3/4 (1939), S.269–284. Der Vorname des Autors lässt sich nicht eindeutig ermitteln.

<sup>41</sup> Verena Dohrn: Die Kahans aus Baku. Eine Familienbiographie. Göttingen 2018, S.186–203.

heit.<sup>42</sup> Nachdem er bei dem Versuch, einen formalen Bildungsabschluss zu erwerben, mehrmals gescheitert war, war er aus Petersburg nach Mstislavl' zurückgekehrt, um in der „häuslichen Universität“, autodidaktisch, ein Studium zu absolvieren. Dieser grandiose Plan kollidierte mit dem traditionellen Verständnis vom Lernen ebenso wie mit der neuen Verantwortung als Familienvater. Als Autodidakt und Außen-seiter fühlte er sich weder in der von jüdischen Traditionen geprägten Provinz noch in der modernen Wissenschaftswelt zu Hause. Die Situation setzte ihm auch gesundheitlich zu. An diesem Punkt realisierte er, dass er seine Pläne ändern musste. Die Idee, die ihm half, die Krise zu überwinden, war, sich der Geschichte seines eigenen Volkes zuzuwenden, heißt es in seinen Erinnerungen.<sup>43</sup> Seitdem bestimmte die Maxime „durch das Nationale zum Universalen“, wie er es nannte, seine kulturelle Identität, sein politisches Programm ebenso wie seine lebenslange wissenschaftliche Arbeit als Historiker. Das erste große Vorhaben zur Erforschung der jüdischen Geschichte begann er noch in Mstislavl'. Dabei ging es um den Chassidismus; zwischen 1888 und 1893 veröffentlichte er in der russisch-jüdischen Zeitschrift *Voschod* in Petersburg eine Aufsatzreihe zum Thema. Eine Monografie in zwei Bänden erschien erst viel später, 1931, in Berlin.<sup>44</sup>

### Der Chassidismus in den belarusischen Provinzen

Die Bewegung des Chassidismus zur Erneuerung von Religion, Lebensführung und Gemeinde in der osteuropäisch-jüdischen Diaspora begann im 18. Jahrhundert in den Gouvernements Wolhynien und Podolien; ihre Zentren lagen dort, wo sich die belarusischen und die ukrainischen Provinzen berührten. Es gab viele Auseinandersetzungen zwischen den Chassidim und ihren Gegnern, den Mitnagdim, die in den belarusischen Gouvernements ausgefochten wurden. Dort war das Zentrum der litauischen Chassidim, der Karliner, in

<sup>42</sup> Verena Dohrn: Rebellion durch Bildung. Der universale Blick. In: Weltgeschichte. Jüdische Geschichte & Kultur. Magazin des Dubnow-Instituts 4 (2020), S. 14 f.

<sup>43</sup> Dubnow: Buch des Lebens (wie Anm. 3), S. 215–226.

<sup>44</sup> Simon Dubnow: Geschichte des Chassidismus. Bd. 2. Übersetzt von Aaron Steinberg. Berlin 1931/1982, S. 11–16; Im Original: Toldot Ha-Chasidut be tekufat zemichata u-gidola. Bd. 3. Tel Aviv 1930–1932.

Pinsk.<sup>45</sup> Ende des 18. Jahrhunderts entstand in den Shtetlach Ljadi, Liozna, Ljubavič, in den Gouvernements Vitebsk und Mogilëv, im Osten an der russischen Grenze, eine besondere Gruppe mit einer eigenen Lehre – *ChaBaD*, die schließlich als Bewegung die Karliner verdrängte. Der Name, ein Akronym der hebräischen Worte *chochma*, *bina*, *da'at* (Weisheit, Einsicht und Erkenntnis) charakterisiert die belarusische Form des Chassidismus, die im Unterschied zum Chassidismus im Süden das Rationale der Lehre betonte und die Auswüchse des Zaddikim-Kultes verurteilte.<sup>46</sup> Die Bewegung war der erste Versuch, die jüdischen Gemeinden zu demokratisieren. *ChaBaD* ist eine bis heute aktive Gruppe, die weltweit agiert. Seit dem Ersten Weltkrieg hat sie ihr Zentrum in den USA. Die allermeisten aktiven jüdischen Gemeinden im östlichen Europa werden heutzutage vom *ChaBaD* organisiert.

Auch der Mitnaged und Aktivist im *Misrachi* Chaim Kahan verheiratete einen seiner Söhne mit einem Mädchen aus einer chassidischen Familie, die dem *ChaBaD* angehörte. Seine Schwiegertochter kam aus der Holzhändlerfamilie Golodetz in Ščedrin (Ščadryn), einem Shtetl am östlichen Rande von Polesien. 1841 hatte der Holzhändler Chaim Golodetz auf dem Gut von Ščedrin eine jüdische Kolonie errichtet. Ende des 19. Jahrhunderts arbeitete der eine Teil der Familie in der Landwirtschaft, der andere im Holzhandel. 1897 lebten 4022 Juden in Ščedrin (95 Prozent der Gesamtbevölkerung des Shtetls), 40 Prozent von ihnen waren in der Landwirtschaft tätig.<sup>47</sup> Chaim Kahans Schwiegertochter Sina Golodetz wuchs in der Kolonie auf. Ihr Urgroßvater hatte den einstigen Gutshof aus dem Gemeinschaftsbesitz herausgelöst. Er residierte im Herrenhaus. Nebenan hatte er eine Synagoge errichten lassen. Nach und nach wurden für die Kinder und Kindeskiner in der Nähe Häuser gebaut. In drei Straßen, dem Herrenhaus und 16 großen Holzhäusern lebten einige hundert Menschen zusammen, konzentriert wie nur wenige jüdische Familien im Russländischen Reich. Dabei wurden die Geschlechter streng voneinander getrennt. Die gutsherrliche Lebensart in ländlicher Abgeschlossenheit und großem Verwandtschaftskreis

<sup>45</sup> Wolf Rabinowitsch: Der Karliner Chassidismus. Seine Geschichte und Lehre. Mit einem Geleitwort von Simon Dubnow. Tel Aviv 1935, S. 88–102.

<sup>46</sup> Dubnow: Geschichte des Chassidismus (wie in Anm. 44), S. 112–115.

<sup>47</sup> „Šchedrin“ (wie Anm. 27), col. 141.

prägten Sina ebenso wie eine unangefochtene, selbstverständlich gelebte chassidische Tradition, Frömmigkeit und schulische Bildung. Die Golodetz' bewiesen soziale Verantwortung, sorgten für eine gute Infrastruktur, stellten einen Arzt, eine Hebamme, dazu Gouvernanten und Lehrer für ihre Kinder ein, die modernes Wissen, auch ketzerische Ideen mitbrachten. So lernte Sina zwar mit neun Jahren Russisch, aber in den Genuss von elektrischem Licht kam sie erst nach ihrer Heirat im Alter von zwanzig.<sup>48</sup>

### Jehuda Pens Malschule, ihr Schüler Marc Chagall und die Kunstakademie in Vitebsk

Im Dezember 1897 eröffnete Jehuda Pen in Vitebsk eine Malschule. Sie war wohl die erste und für eine gewisse Zeit die einzige jüdische Kunstschule.<sup>49</sup> Mit ihr wurden die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass sich Vitebsk für einige Jahre, von 1918 bis 1921, zu einem Zentrum der Avantgardkunst in Russland entwickeln konnte. Pens Malschule erhielt nach dem Oktoberumsturz 1917 einen neuen Status und einen anderen Namen – Vitebsker Fachschule für Kunst. Sie wurde von Pens Schüler, nun Kommissar für die Schönen Künste im Gouvernement Vitebsk, Marc Chagall eröffnet, der sie „Kunstakademie“ nannte. Ende des 19. Jahrhunderts war eine jüdische Intelligenzija auf den Plan getreten, im Russländischen Reich eine säkulare jüdische Kultur entstanden. Als Teil dieses Prozesses bildeten Chagall und Pens Vitebsker Schule eine Art Bewegung in der Gegenwartskunst.<sup>50</sup> Auf neuartige Weise verbanden sie Themen der Bibel und der Geschichte (was an und für sich damals normal war in der russischen akademischen Malerei) und Themen des Alltagslebens (was um die Jahrhundertwende ebenfalls üblich war), um das jüdische Leben im Shtetl und seine Bewohner darzustellen.<sup>51</sup>

Das Besondere an der Vitebsker Schule war, die Künste als „eine Art des nationalen Lebens, als eine Art und Weise, nati-

<sup>48</sup> Dohrn: Die Kahans aus Baku (wie Anm. 41), S. 120f; Lazar Golodetz: *History of the Family Golodetz*. New York 1954, S. 6–9.

<sup>49</sup> Gillel Kasovsky: *Artists from Vitebsk. Yehuda Pen and his Pupils. Masterpieces of Jewish Art*. Übersetzt von L. Lezhneva. Moskau 1991, S. 27.

<sup>50</sup> Gillel Kasovsky: *Šagal i evrejskaja chudožestvennaja programma v Rossii*. In: *Vestnik evrejskogo universiteta v Moskve* 1, 1 (1992), S. 88.

<sup>51</sup> Ebd., S. 84.



4 Marc Chagall,  
portraitiert von seinem  
Lehrer Jehuda Pen im  
Jahr 1915

onale Identität auszudrücken, anzusehen, im Unterschied zum traditionell Religiösen, nicht nur als etwas Mögliches, sondern als etwas, das dem System der jüdischen geistigen Werte entsprach<sup>52</sup>. So entstand die Vorstellung von einem „nationalen Künstler“ als einem „Modus Vivendi“ der beiden Elemente. Chagall fasste dieses Selbstverständnis einmal in die Worte: „Wenn ich kein Jude wäre (in dem Sinne, den ich diesem Wort beimesse), dann wäre ich kein Künstler oder ich wäre jemand ganz anderer.“<sup>53</sup> Nicht zufällig entstand die Idee vom „nationalen Stil“ in der Moderne, als Fragen des Stils und der Form die europäische Welt der Kunst verbanden. Diese

<sup>52</sup> Ebd., S. 86.

<sup>53</sup> Ebd.

Fragen betrafen auch die Konzeption jüdischer Künste.<sup>54</sup> Die Idee eines jüdischen Kunststils weckte das Interesse an jüdischer Folklore und Kunsttraditionen. Zuerst ging es nur um Ästhetik. Mit den ethnografischen Expeditionen im Ansiedlungsrayon, die der belarusisch-jüdische Schriftsteller Salomon An-sky und die Jüdische Historisch-Ethnografische Gesellschaft in Petersburg zwischen 1912 und 1914 organisierten, begannen sich jüdische Avantgarde-Künstler mehr und mehr für etwas anderes zu interessieren: Sie fragten nach den Quellen des jüdischen Stils in den Künsten.<sup>55</sup> Ihr Erkenntnisinteresse bewog sie, die Vitebsker Kunstakademie zu initiieren.

### Die Entstehung der jüdischen nationalen und der revolutionären Bewegungen

Die russische Staatspolitik der forcierten Integration durch Akkulturation und Konversion wurde in Reaktion auf den polnischen Januaraufstand von 1863 im nordwestlichen Grenzland radikaler betrieben als in anderen Teilen des Ansiedlungsrayons. Diese antipolnische und russisch-nationale Politik betraf Juden ebenso wie die litauischen und die belarusischen Nachbarn als nicht-dominante nationale Gruppen.<sup>56</sup> Sie provozierte Protest, und im Gegenzug entwickelten sich deren nationale Bewegungen. Der Druck der Staatspolitik wie der Protest verstärkten sich angesichts der Repressionen und des allgemeinen Rückschlags, den der Liberalismus im Russländischen Reich nach dem Attentat auf Alexander II. erfuhr.

„Unter den Juden hatte dieser erste Völkerfrühling zwei Facetten, die revolutionäre, die sich mit der allgemeinen russischen Revolte mischte, und die zionistisch nationale“, berichtet Chaim Weizmann. „Die jüdischen Massen standen gegen den Paternalismus ihrer ‚Notablen‘ auf, ihre *schtadlanim*, die wohlhabenden und einflussreichen Männer, die es stets übernommen hatten, die Nöte der Juden gegenüber der Regierungsbefehlshaber zu vertreten.“<sup>57</sup> Den Nucleus der zionistischen Bewegung bildeten Gruppen, die die jüdischen Gemeinden im Süden des Russländischen Reiches gegen die Pogrome vertei-

<sup>54</sup> Ebd., S. 87.

<sup>55</sup> Ebd., S. 88.

<sup>56</sup> Darius Staliūnas: *Making Russians. Meaning and Practice of Russification in Lithuania and Belarus after 1863*. Amsterdam, New York 2007, S. 297–305.

<sup>57</sup> Weizmann: *My Early Days* (wie Anm. 4), S. 377.



digten, zu denen es nach dem Mord an Alexander II. kam. Die belarusischen Provinzen blieben von diesen Pogromen noch verschont, aber sie erschütterten den gesamten Ansiedlungsrayon. Chaim Weizman stieß während seiner Schulzeit in Pinsk zur zionistischen Bewegung. Während seiner Studienjahre in Deutschland und in der Schweiz kam er regelmäßig in die belarusischen Provinzen zurück, um „in der Moor- und Waldregion um Pinsk, in den Schtetlach und Städtchen zu agitieren“. Jeden Sommer sei er „ein militanter Zionist“ gewesen in dem Land, in dem der Zionismus illegal war.<sup>58</sup>

Die Idee des Zionismus wurde in Odessa geboren. Die ersten Selbstverteidigungsgruppen agierten in den 1880er Jahren im Süden des Reiches. Aber als revolutionäre politische Partei organisierten sich, agitierten und wirkten die Zionisten zuerst, um die Jahrhundertwende, in den belarusischen Provinzen. Als Reaktion auf die Allianz zwischen dem *Algemeynen Yidishen Arbeterbund in Lite, Poyln un Rusland (BUND)* und den russischen Sozialdemokraten entstand in den 1890er Jahren der linke Flügel der zionistischen Bewegung, die *Poalei Zion*. Die erste Gruppe bildete sich in Minsk schon 1897. „Dort entstand“, so Nachum Kantorovich in seinen Erinnerungen, „eine spezielle lokale Version der *Poalei Zion*, auch ‚Minsker Tolk‘ (Minsker Schule) genannt, die, in Opposition zu der späteren Poltaver Periode unter Führung Ber Borochovs, den sozialpolitischen Kampf in Russland ablehnte und die Rolle des Klassenkonflikts unter den Juden in der Diaspora herunterspielte.“<sup>59</sup> Die erste Zusammenkunft der *Poalei Zion* im Ansiedlungsrayon fand Ende des Jahres 1901 und die erste und einzige offiziell erlaubte zionistische Konferenz im Russländischen Imperium im Sommer 1902 in Minsk statt.<sup>60</sup>

Puah Rakovsky aus Belostok, Gouvernement Grodno, die sich selbst „a yidisher revolutsionerin“ nannte, nahm daran teil, berichtete in einer jiddischen Zeitung über die Rolle der Frauen auf der Konferenz und stellte fest, dass es einen Fort-

<sup>58</sup> Ebd., S. 379.

<sup>59</sup> Nachum Kantorovich: *Poalei-Zion „A La Minsk“*. Übersetzt von Judy Montel. In: *Minsk, Jewish Mother-City. A Memorial Anthology*. Im Original: Shlomo Even-Shushan (Hg.): *Minsk, ir va-em*. 2 Bde. Jerusalem 1975–1985, S. 409. Auf: <https://www.jewishgen.org/yizkor/minsk/minsk.html> (letzter Zugriff: 21. 1. 2022).

<sup>60</sup> Inna Gerasimova: *Pervaja konferencija Cionistov v Rossii*. In: Oleg V. Budnickij (Hg.): *Rossiiskij Sionism. Istorija i kul'tura*. Moskau 2002, S. 87 ff. Auf: [http://minchanin.esmasoft.com/books/zionism/index.html#\\_ftn1](http://minchanin.esmasoft.com/books/zionism/index.html#_ftn1). (letzter Zugriff: 21. 1. 2022).

schritt gab. Herzls Zionismus sei den Frauen gegenüber offener als die Anhänger der *Chibbat Zion* oder der *Bnei Mosche*, die nur Männer in ihren Zirkeln zuließen.<sup>61</sup>

Die zweite große Welle von Pogromen im Reich (1903–1907) betraf auch die belarusischen Provinzen. Einer der ersten linken Zionisten, Schneur Zalman Rubašov (alias Shazar), der im Shtetl Stoubcy, Gouvernement Minsk, aufwuchs, erinnerte sich an die jüdische Selbstverteidigung in Stoubcy gegen die Anstifter der Pogrome in den Jahren vor, nach und während der Revolution von 1905, als antisemitische russische Nationalisten sich bereits in den Schwarzen Hundertschaften organisiert hatten. Ende August bis Anfang September 1903 fand ein Pogrom in Gomel' (Homel) statt. Gomel', nahe den Grenzen zu Russland und zur Ukraine gelegen, war und ist bis heute die größte Industriestadt nach Minsk. Um 1900 bestand etwa die Hälfte der Bevölkerung aus Juden.

Der Pogrom in Gomel' und der danach stattfindende Gerichtsprozess (1904–1906) gegen die Juden, die den Pogrom angeblich angeführt hatten, markiert einen Wendepunkt, eine neue Qualität der jüdischen Selbstverteidigung und politischen Organisation ebenso wie einen neuen Level der antijüdischen russischen Propaganda. Bis dahin waren die jüdischen Gemeinden gegenüber ihren Angreifern eher passiv gewesen, aber nun hatte man sich wirklich gewehrt, was eine führende Zeitung zu der Feststellung bewog, dass Gomel' „mehr ein Kampf war als ein Pogrom“.<sup>62</sup> Diese neue Qualität, die sich während des Pogroms von Gomel' zeigte, war die Folge einer Kooperation zwischen den beiden Flügeln der jüdischen nationalen Bewegung in den belarusischen Provinzen, der zionistischen Gruppen und des *BUND*. Der *BUND*, 1897 in Vilna gegründet, trägt Litauen, Polen und Russland, aber nicht Belarus in seinem Namen, doch eines seiner Zentren lag in den belarusischen Provinzen.

Die industrielle Entwicklung der Provinzen vollzog sich vor allem entlang der ethnischen Grenzen. Jüdische Kaufleute und Handwerker, Unternehmer und Arbeiter konkurrierten miteinander. Die Arbeiter in den Fabriken und Manufakturen, die jüdische Besitzer hatten, waren Juden; damit unterschied sich

<sup>61</sup> Paula Hyman: Introduction. In: Puah Rakovsky (Hg.): *My Life as a Radical Jewish Woman. Memoirs of a Zionist Feminist in Poland*. Bloomington 2002, S. 13.

<sup>62</sup> John Klier, Shlomo Lambroza: *Pogroms. Anti-Jewish Violence in Modern Russian History*. Cambridge 2007, S. 209.

die Situation etwa von jener in der Ukraine, besonders in deren Süden, wo die Arbeiterschaft ethnisch gemischt war (Donbass) und in den Städten eine multikulturell geprägte Atmosphäre herrschte (Odessa). In Grodno beschäftigte der Tabak-Fabrikant Šerševskij im Jahr 1914 1147 Arbeiter, von denen im Übrigen 70 Prozent weiblich waren.<sup>63</sup> Um 1900 hatten die Holzfabriken der Familie Lurija in Pinsk zusammen mehr als 700 Arbeiter und die jüdischen Unternehmen in Pinsk insgesamt mehr als 2000.<sup>64</sup>

Das ethnisch-soziale Profil, das die Arbeiterschaft in den belarusischen Provinzen prägte, beförderte das Aufkommen des *BUND* und ebenso die Gründung der *Russischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAPR)* in Minsk 1898, an der der *BUND* maßgeblich beteiligt war. Der *BUND* operierte als politische Partei und als Gewerkschaft, war im Reich aber verboten. Zusammen mit dem linken Flügel der zionistischen Bewegung, der *Poalei Zion*, organisierte er die jüdische Selbstverteidigung. Die belarusischen *BUND*isten spielten in der ersten russischen Revolution eine entscheidende Rolle, sie führten den Protest in den Städten mit hohem jüdischem Bevölkerungsanteil an. Die *SDAPR* wurde fünf Monate nach dem *BUND*, im April 1898, in Minsk gegründet, wo der *BUND* der neugegründeten Partei eine verdeckt arbeitende Druckerei zur Verfügung stellte. Der *BUND* trat der *SDAPR* als Organisation bei, blieb allerdings insofern autonom, als er sich die Entscheidungsbefugnis in allen die jüdische Arbeiterschaft betreffenden zentralen Fragen vorbehielt.<sup>65</sup>

Dreh- und Angelpunkt des Verhältnisses zwischen *BUND* und *SDAPR* war die nationale Frage. Fünf Jahre nach der Gründung, auf dem zweiten Kongress im Sommer 1903, zerstritten sich die Fraktionen in dieser Angelegenheit. Die Hälfte der 43 Delegierten waren jüdisch und fünf von ihnen *BUND*isten. In der Folgezeit konkurrierten beide Parteien in den belarusischen Provinzen. Nur dem großen Einfluss des *BUND* und der Sympathie, die er in der jüdischen Bevölkerung in der Zeit der

<sup>63</sup> Sobolevskaia: Povsedevnaja žizn' (wie Anm. 7), S. 122f. Ebd.: The Participation of Jews in the Tobacco Production of the Grodno Province. Second Half of the 19<sup>th</sup> to the Early 20<sup>th</sup> centuries. In: *Studia Białoruśnetyczne/Belarusian Studies* 13 (2019), S. 60 und 6. Auf: <https://journals.umcs.pl/sb/article/viewFile/8295/7266> (letzter Zugriff: 21. 1. 2022).

<sup>64</sup> Shohet: The Jews of Pinsk (wie Anm. 26), S. 22f.

<sup>65</sup> Shmuel Ettinger: Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Die Neuzeit. In: Haim Hillel Ben-Sasson (Hg.): *Geschichte des jüdischen Volkes. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. München 1995, S. 1118.

Pogrome zwischen 1903 und 1907 und während der ersten russischen Revolution 1905 genoss, war es zu verdanken, dass die *SDAPR* sich zu einem Kompromiss bereit erklärte. Man garantierte dem *BUND*, dass er als Fraktion autonom bleiben und selbst über sein nationales Programm entscheiden konnte. So trat der *BUND* der *SDAPR* ein weiteres Mal bei.

### Schlussbemerkungen

Das Territorium von Belarus ist nicht groß, verglichen etwa mit dem der Ukraine, aber größer als das Litauens. Die historischen Strukturen der jüdischen Siedlungen unterscheiden sich kaum. Die Juden im gesamten Ansiedlungsrayon des Russländischen Reiches besaßen denselben rechtlichen und politischen Status. Die Geschichte der Juden in den belarusischen Provinzen verlief in vielem ähnlich wie im gesamten westlichen Grenzland des Russländischen Reiches. Dabei ist bemerkenswert, dass der Ansiedlungsrayon die Juden als ethnische und kulturelle Gruppe zu erhalten half. Gleichzeitig forcierten die diskriminierenden Gesetze und die Staatspolitik die Akkulturation und beschleunigten den Prozess der Integration in die russische Welt. Dieser Prozess setzte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein. In wirtschaftlicher Entwicklung fungierten Juden als eine Art dritter Stand, als Mittelklasse, die zwischen Stadt und Land vermittelte, die russische wie die regionalen Sprachen erlernte und sich mit Normen und Bräuchen der regionalen Bevölkerung vertraut machte. Die Politisierung der Juden um 1900, ihre soziale und kulturelle Anpassung an die russische Gesellschaft einerseits und die gleichzeitige Massenemigration in die USA andererseits sind eine Folge der permanenten Krise im Ansiedlungsrayon. In den jüdischen Städten und Shtetlach des nordwestlichen Grenzlands nahm die Idee der Emanzipation, der Weg in die Moderne, andere Formen als in Westeuropa an. Das führte in die zionistische, die autonomistische oder in die russisch-revolutionäre Bewegung. Der Protest der jüdischen Jugend und die Modernisierung jüdischen Lebens fielen zeitlich mit der russischen revolutionären Bewegung zusammen.<sup>66</sup>

Abgesehen von den gemeinsamen Wurzeln, denselben rechtlichen und politischen Bedingungen, den großen Entwicklungslinien der Geschichte der Juden im westlichen

<sup>66</sup> Nathans: *Beyond the Pale* (wie Anm. 22), S. 291–295.

Grenzland des Reiches unterscheiden sich die belarusischen Juden in einiger Hinsicht von ihren jüdischen Nachbarn. Ein grundlegender Aspekt ihrer Einzigartigkeit betrifft den geografischen Raum ihrer Siedlungen. Die Landschaft ist wesentlich durch die Offenheit und Schutzlosigkeit ihrer Ränder in alle Richtungen gekennzeichnet sowie durch die Unzugänglichkeit ihrer Mitte. Die Wälder und Sümpfe Polesiens waren ein ideales Gelände, um sich der Außenwelt zu entziehen. Ein anderer Aspekt ist die Eigenart des belarusischen Jiddisch und, vice versa, die jiddischen Lehnworte im Belarusischen. Eine historische Besonderheit in den belarusischen Provinzen war die zerstreute Siedlung der Juden auf dem Land bis 1882. Sie erschwerte den Kontakt mit den religiösen Zentren und schwächte die traditionelle jüdische Welt. Einander feindlich gegenüberstehende Communities, unterschiedlich orientierte Menschen, Chassidim und Mitnagdim, traditionell lebende und revolutionär Aufbegehrende, viele Arme und wenige Reiche, lebten nah beieinander. Insofern waren die Verbindungen zwischen ihnen enger und die Konflikte zwischen ihnen stärker als in anderen Teilen des Ansiedlungsrayons. Beides, die engen Kontakte wie die starken Konflikte, trugen dazu bei, dass sich bei den belarusischen Juden besondere Mentalitäten entwickelten und sie einen eigenen Weg in die Moderne beschritten. Jüdische Unternehmer waren maßgeblich an der Industrialisierung der Provinzen beteiligt. Nirgends im Ansiedlungsrayon war die jüdische Arbeiterbewegung stärker, positionierte sie sich als politische Partei früher als in den belarusischen Städten. Mit Dubnows Arbeiten über den Chassidismus begann in einer belarusischen Provinz die moderne jüdische Geschichtsschreibung im östlichen Europa. Dank Chagall wurde Vitebsk in der ganzen Welt bekannt.

## BILDNACHWEIS

Abb. 1 The Pritzker Family  
National Photography  
Collection, The National  
Library of Israel  
Abb. 2 gemeinfrei  
Abb. 3 gemeinfrei  
Abb. 4 gemeinfrei, Wiki-  
media Commons, user:  
Хомелка

Martina Niedhammer

## „Ihr, Juden, werdet Euch erheben, wenn Belarus sich erhoben hat.“

Belarusische Intellektuelle und die Idee einer belarusisch-jüdischen Symbiose im frühen 20. Jahrhundert

Am 3. November 2020 war der sogenannte Moskauer (Ost-) Friedhof in Minsk Schauplatz einer feierlichen Bestattung: Auf den Bildern, die die staatliche Nachrichtenagentur BelTA verbreitete, sind Blumen sowie ein orthodoxes Kreuz zu sehen, das anlässlich der Umbettung der sterblichen Überreste des belarusischen Schriftstellers Zmitrok Bjadulja aufgestellt wurde.<sup>1</sup> Auch Aufnahmen der staatsnahen Presseagentur minsknews.by zeigen eine christliche Zeremonie.<sup>2</sup> Dass Šmuel Plaŭnik, wie der bürgerliche Name Bjaduljas lautete, jüdisch war, wird nicht erwähnt. Aufmerksamen Leserinnen und Lesern der Berichte mochte es sich lediglich aus der Tatsache erschließen, dass am Rande auf Bjaduljas Übersetzungstätigkeit aus dem Jiddischen sowie auf einen Rabbiner verwiesen wurde, der im Anschluss an die öffentliche Beisetzung eine „kleine Zeremonie“ durchgeführt habe.<sup>3</sup> Was war geschehen? Wie war es möglich, dass einer der bekanntesten Autoren der frühen belarusischen Literaturszene, dessen Werk sich in vielfacher Weise mit jüdischen Themen wie auch mit der Gefahr des Antisemitismus auseinandersetzt, derart vereinnahmt wurde? Weshalb überführte man Bjadulja, der im November 1941 in Kasachstan gestorben war, wohin er nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion geflohen war, nicht auf einen jüdischen Friedhof?

Der Versuch, Bjadulja in ein Narrativ einzuschreiben, das belarusische Identität an die Zugehörigkeit zu einer christli-

<sup>1</sup> BelTA: Prach Zmitroka Biaduli perezachoronili v Minske. In: BelTA, 3. 11. 2020. Auf: <https://www.belta.by/regions/view/prah-zmitroka-bjaduli-perezachoronili-v-minske-413903-2020> (letzter Zugriff: 21. 1. 2022).

<sup>2</sup> Vladimir Majak: Prach Zmitroka Biaduli perezachoronili na vostočnom kladbišče. In: Minsk-Novosti, 3. 11. 2020. Auf: <https://minsknews.by/prah-zmitroka-byaduli-perezachoronili-na-vostochnom-kladbishhe/> (letzter Zugriff: 21. 1. 2022).

<sup>3</sup> Ebd.

chen Konfession koppelt, scheint im Zusammenhang mit den antisemitischen Ausfällen des Lukaschenko-Regimes zu stehen.<sup>4</sup> Offenbar kann Bjadulja, den Elena Stel'mach, die stellvertretende Vorsitzende des belarusischen Schriftstellerverbandes, als eine Person „nationale[n] Stolz[es] für Belarusen“ bezeichnete,<sup>5</sup> in den Augen der Ministerien, der Minsker Stadtverwaltung und des Staatlichen Museums für belarusische Literaturgeschichte, die die Umbettung maßgeblich betrieben, nicht Teil einer religiösen Minderheit sein, sondern muss für die orthodoxe Mehrheit reklamiert werden. Diese „Vereindeutigung“ (Thomas Bauer) steht freilich im Widerspruch zur multireligiösen Geschichte eines Landes, dessen Bevölkerung seit vielen Jahrhunderten nicht nur orthodox oder katholisch, sondern auch jüdisch oder muslimisch ist. Vor allem aber kontrastiert sie mit dem Selbstbild, dem eben jene Intellektuelle anhängen, mit denen Zmitrok Bjadulja in der ersten Hochphase der belarusischen Literatur um 1910 zusammenarbeitete, dem Konzept einer belarusisch-jüdischen Symbiose.

### Auf dem Weg zu einer belarusischen Nation: Sprache als Schlüssel

Die auch in der Literatur immer wieder anzutreffende Vorstellung, dass die jüdische und die nichtjüdische Bevölkerung in den belarusischsprachigen Gebieten eine besondere Nähe verbinde, basiert vor allem auf der Tatsache, dass es dort 1881/1882 anders als im Süden des Russländischen Reiches zu keinen blutigen Pogromen und Ausschreitungen gekommen war. Die Historikerin Claire Le Foll führt das vor allem auf die Stabilität der wechselseitigen wirtschaftlichen Verbindungen in der Region zurück, weniger auf genuine Toleranz.<sup>6</sup> Das belegt auch ein Blick auf die regionale Folklore, in der Juden im 19. Jahrhundert ein Teil des belarusischen „Kosmos“ waren, in dem jüdische Pächter und Händler, belarusische Bauern und polnische Gutsbesitzer zu Hause waren, wohingegen russischsprachige Menschen eher „Fremde“ blieben, die als Beamte in

<sup>4</sup> Vgl. dazu den Beitrag von Alexander Friedman in diesem Heft.

<sup>5</sup> Vgl. Stel'machs Statement in der Meldung in den Minsk-Novosti (wie Anm. 2).

<sup>6</sup> Claire Le Foll: *La Biélorussie dans l'histoire et l'imaginaire des Juifs de l'Empire russe 1772–1905*. Paris 2017, S. 413.

die Schtetlech kamen.<sup>7</sup> Das bedeutet jedoch nicht, dass die jüdische Bevölkerung unbedingt positiv gesehen worden wäre. Das Bild des reichen, ausbeuterischen oder naiven Juden, das viele der von belarusischen Ethnografen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gesammelten Erzählungen, Lieder und Reime vermitteln, lässt sich bestenfalls als ambivalent bezeichnen.<sup>8</sup>

Dennoch standen die engen Verflechtungen zwischen der jüdischen und nichtjüdischen Bevölkerung, anders als etwa in Westeuropa, wo Debatten über den richtigen Umgang mit Juden bis zu ihrer Emanzipation an der Tagesordnung gewesen waren, nicht in Frage. Das ermöglichte es nichtjüdischen und jüdischen Intellektuellen, die räumliche und ökonomische Nachbarschaft der verschiedenen Bevölkerungsgruppen in das Konzept der belarusisch-jüdischen Symbiose zu transformieren. Dabei handelt es sich nicht um einen Quellenbegriff, sondern um eine Bezeichnung, die in Anlehnung an die vieldiskutierte „deutsch-jüdische Symbiose“ an dieser Stelle bewusst gewählt wird, um die Ambivalenzen hinter der Vorstellung einer gemeinsamen Teilhabe, die auch im belarusischen Fall vorhanden sind, sichtbar zu machen.<sup>9</sup> Wichtige Anknüpfungspunkte für diese Symbiose waren ähnlich gelagerte politische Bestrebungen im Bereich von Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung sowie die Sprache. Letztere steht hier mit Blick auf den eingangs erwähnten Zmitrok Bjadulja im Zentrum.

Sowohl von belarusischer als auch von jüdischer Seite gab es im frühen 20. Jahrhundert massive Bemühungen, die eigene, bislang vorwiegend im Alltag gebrauchte Sprache zu standardisieren und als Ausdrucksmittel für alle Lebensbereiche zu etablieren. Ähnlich wie das Jiddische, das im Russländischen Reich als „Jargon“ verunglimpft wurde und von dem die Be-

<sup>7</sup> Zur Geschichte der Belarus als Kontaktzone vgl. Thomas Bohn: Lukaschenka oder Lukanschenko? Eine Auseinandersetzung mit dem Phänomen Belarus. In: Ders., Victor Shadurski (Hg.): Ein weißer Fleck in Europa ... Die Imagination der Belarus als Kontaktzone zwischen Ost und West. Bielefeld 2011, S. 9–12.

<sup>8</sup> Le Foll: La Biélorussie (wie Anm. 6), S. 422–426.

<sup>9</sup> Zur Begriffsdiskussion der deutsch-jüdischen Symbiose siehe zusammenfassend Mathias Berek, Anna-Dorothea Ludewig: Symbiose oder Holocaust – Zwischenstand einer schwelenden Debatte. In: Medaon Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung 6, 11 (2012), S. 1–4. Online auf: [http://www.medaon.de/pdf/MEDAON\\_11\\_Berek\\_Ludewig.pdf](http://www.medaon.de/pdf/MEDAON_11_Berek_Ludewig.pdf) (letzter Zugriff: 21. 1. 2022).



hörden zeitweise fürchteten, dass es als „deutscher Dialekt“ dazu dienen könnte, aufrührerische Ideen aus dem benachbarten Preußen respektive dem Deutschen Reich zu infiltrieren,<sup>10</sup> galt das Belarusische bestenfalls als „Vorstufe“ des Russischen.<sup>11</sup> Zwar war der Druck belarusischer Bücher niemals vollkommen verboten worden, doch war die Etablierung eines eigenständigen belarusischsprachigen Presse- und Verlagswesens vor 1905 nicht möglich.<sup>12</sup> Erst mit den kultur- und religionspolitischen Lockerungen nach der Revolution von 1905, die sich auch auf das Zensurwesen auswirkten, wurden die entsprechenden Voraussetzungen geschaffen. Ähnlich war es auch um das Jiddische bestellt: Als Pressesprache durfte es bis 1905 nur in Ausnahmefällen dienen, weil die zarischen Behörden die jüdische Bevölkerung in sprachlicher Hinsicht russifizieren wollten. Allerdings war die Veröffentlichung belletristischer Texte erlaubt – eine florierende Literaturszene entstand, für die stellvertretend die „drei Klassiker“ Mendele Moykher-Sforim, Yitskhok Leyb Perets und Sholem Aleykhem stehen. Vor diesem Hintergrund erstaunt es wenig, dass der Schriftsteller Francišak Bahušević, der mit seiner 1891 im damals galizischen Krakau veröffentlichten Gedichtsammlung *Dudka Belaruskaja* (Belarusische Schalmey) einen wichtigen Impuls für die junge belarusische Nationalbewegung setzte, den Reichtum jüdischer – das heißt in diesem Fall jiddischer – Literatur pries, die er den Sprecherinnen und Sprechern des Belarusischen als nachahmenswertes Beispiel präsentierte.<sup>13</sup>

Es waren die Jahre zwischen 1905 und 1917, die für beide Sprachen einen enormen publizistischen Aufschwung brachten. Die „Statusverschiebung“, die der Historiker Barry Trachtenberg mit Blick auf die „Funktion, Wahrnehmung und Bedeutung“ des Jiddischen in diesem Zeitraum konstatiert,<sup>14</sup> lässt sich auch auf das Belarusische übertragen: So entwickelte sich in beiden Sprachen ein reges Pressewesen, darüber hin-

<sup>10</sup> Dariūs Staliunas: *Making Russians. Meaning and Practice of Russification in Lithuania and Belarus after 1863*. Leiden 2007, S. 212f.

<sup>11</sup> Ebd., S. 293–295.

<sup>12</sup> Ab 1859 war der Druck des Belarusischen in lateinischen Lettern verboten, in Kyrilliza blieb er möglich. Da viele potentielle Leserinnen und Leser letztere nicht beherrschten, kam dies de facto einem Druckverbot gleich. Ebd., S. 258f.

<sup>13</sup> Maciej Buraczok (= Francišak K. Bahušević): *Dudka Białaruskaja*. Krakau 1891, S. IV.

<sup>14</sup> Barry Trachtenberg: *The Revolutionary Roots of Modern Yiddish, 1903–1917*. New York 2008, S. 46.

Cena asobnaho numeru 5 kap.

WILNIA, 16 (29) MARCA 1907 R.

№ 11

---

**MOD DRUHL.**

Cena z piątka i dostatk da choty na 1 hod — 1 r. na 6 m. — 1 r. 50 k. na 3 m. — 70 k. 1 m. 20 k. Bez dost. i piątka, na 1 hod — 1 r. 40 k. na 6 m. — 1 r. 50 k. na 3 m. — 60 k. Za hranu: na 1 hod — 1 r. na 6 m. — 1 r. Piarumena, adrewn — 20 kap.

# Nasza Niwa

Pierszaja Bielaruskaja Hazeta z Rysunkami.

Wychodzie raz w tydzień polskimi i ruskimi literami.

Adres redakcji i administracji: Wilnia, Zawalnaja wulica № 45.

Podpisane prini-  
majeca i grad.  
wilińskijski  
nowy kazyty: 1)  
U kazyty „Na-  
szoj” Szwycy-  
Zawalnaja, w  
Bos. № 45. —  
2) U kazytan-  
ni „Znanaj” —  
Gieorgijewski  
prosp. d. № 12.  
3) Litolskaj kazy-  
tarni, M. Pa-  
sowoj Szajpas-  
— Domnikau-  
skaja wul. № 13.

---

Abajabienis prymajeca na posledniaj stranicy pa 20 kap. za lietniek malymi literami. Inkapioty i korespondencii, prysylajce u redakciju, musiad byc czytelnis na piatny z prysylajaj familije i adresem taha, chto jaje prysylaje. Mozna takie podpis-  
sawje pruwawicze razom z familije, kab stasabowicze, kab byla sadrukowana wasza prysylajaj familija. Adres i familija, tolki dla wiadama redakcji.

---

## HASNADARSTWIENAJA DUMA.

Zasedanie 7 marca.

Na hetym zasedanni czekali spakojnaj raboty, bo treba bylo tolki pawybirad ludziej u roznyjo komissi idad koznaj komissi rabotu. Alez tut padnielasia celaja bura, jak pazali hawarye ab komissii, szto pawinna zaniacca halodnymi muzykami.

„Lewyje” (soczjalisty i trudawiki) stajali za toje, kab komissija pierasz-napierasz — naka rmiia halodnych. Deputaty hawaryli, szto holad szycryeca pa mnohich miescoch, ale ab hetym nie dajuc njakich wiestczak. Haladajuc muzyki na Kawkazi, haladajuc kazaki i muzuki u Donskoj Oblasci i pa inyszch miescoch, chacia ab hetym nichto nie czuli! Z czynonickaj pomaczy tut njakoj karysei nie budzie treba, kab sama Duma zanielasia dostatkaju chleba, hdzie treba, kab dabyla na heto narodnyje broszy ad kazny.—Ale treba zaniacca jez-  
cze tym, kab bolsz nikoli nie przyczahisja takije nieszczasiea jak ciapierszni holad. Treba, znaczczy paznac i przyczyny jaho. Deputat Pakroński skazad, szto nia klepskije ludy robiad holad. Przyczyna sašim druha-  
i jana ciapier usim wiadama: niechwat ziamli, strasznyje padatki, katoryje placic musz muzyki, i jezczje samouprašstwo nazaj administracji.—wot hlatnyje przyczyny holadu. Deputat Fiodarof hawaryli, szto muzyki musiad pradawac uwies swoj ehleb, kab zaplacic padatki.

Z Rasiei wywoziad za hranicu da 700 miljonu pudu chleba, a u siabie zastan-  
lajuc tak mala, szto nie dostaje na zycieo narodu.

Alez nia usie dumali adno. Deputat Kizewetter padnielasia i sknazad, kab komissija ab haladajuczich tolki dahladala czynonikow, jak jany buduc niešei pomoc halodnym; jon skonezcyl swaju hutarku, skazanszy, szto, kali czynoniki buduc krašci asygnowanyje na halodnych muzykoi hroszy, to Duma nie zakryczed da ich „Ruki awierch“, czaho hajacca ministry, a krykniec „Ruki won!“

Na hetym zasedanni smat jezczje hawaryli. Cikawuju mowu skazad deputat Siemionow. „Panji — skazad jon — ja predstaviciel Padolistaj hub, sam muzyk i dobra bacz, czamu u tych miescoch još haladotki. U nas try braty majut usialo czwierc dziešiacny. Jak že jany mošuc nie haladad? Nas zašlabdy pytajuš, jakije my: „lewyje“ ei „prawyje“? Tak, my prawyje, ale takije prawyje, katoryje zniad swajni graudu, katoryje namnielaj, sate još Boh i još narod. (Zwarosawajacca da prawej stany). Wam dobra byd „prawyini“, ale palahitje rachunki waszych majotkow. (Zwarosawajacca da lewych) Jany tam i nasawajacca „prawyini“, sate koby z ich majec pa 20.000 i pa 10.000 dziešiacni ziamli!“

Kamissi nie wybrali, bo nie dahawary-  
lisa.

Wybary adzajyli na druhoje zasedanie.

1 Titelblatt der *Nasza Niva* (Nr. 11, 1907) in der „polnischen“ Ausgabe, das heißt in lateinischen Lettern

aus entstanden erste (populär-)wissenschaftliche Texte und grammatikalische Werke, in denen die eigene Sprache nicht nur Untersuchungsobjekt, sondern auch Mittel der Analyse war. Dieser Trend sollte sich in den 1920er und frühen 1930er Jahren fortsetzen, als Jiddisch und Belarussisch (gemeinsam mit Polnisch und Russisch) zu Amtssprachen in der 1919 respektive 1920 ausgerufenen Belarussischen Sozialistischen Sowjetrepublik wurden.<sup>15</sup>

<sup>15</sup> Damit einher ging ihre akademische Institutionalisierung in Minsk, in deren Folge ab Mitte der 1920er Jahre zahlreiche sprachplanerische Werke, allen voran Wörterbücher, entstanden. Arbeitsmethoden und Ergebnispräsentation der jiddischen und der belarussischen Seite ähnelten sich dabei, teilweise nahmen sie sich wechselseitig zum Vorbild. Vgl. dazu Elissa

Eine besondere Funktion für die belarusische Seite kommt dabei der zwischen 1906 und 1915 in Vilna (Vilnius, Wilno, Vil'nja, Vilne) erscheinenden Wochenzeitung *Naša Niva* (Unsere Flur) zu. Sie war nicht nur das erste belarusischsprachige Periodikum, das über einen längeren Zeitraum erscheinen konnte, sondern gilt auch als zentrales Sprachrohr der vorwiegend aus dem sozialdemokratischen Milieu stammenden „ersten“ Aktivistinnen und Aktivisten einer kulturpolitischen belarusischen Eigenständigkeit. Jüdische Themen spielten auf den Seiten der *Niva* eine wichtige Rolle, auch wenn sich nominell nur eine kleinere Textanzahl explizit mit ihnen beschäftigte.<sup>16</sup> Ihre Bedeutung besteht vor allem darin, dass die Zeitungsmacherinnen und -macher dort die Idee einer belarusisch-jüdischen Symbiose entwickelten und publik machten. Das Publikum der durchschnittlich mit einer Auflage von rund 3000 Exemplaren erscheinenden Zeitung, die über ein Vertriebsnetz in weiten Teilen des Sprachgebiets verfügte und auch im Ausland verkauft wurde, wurde an dieses Konzept durchaus behutsam, quasi mit didaktischen Mitteln herangeführt. Das belegt die Kombination aus belletristischen Texten, Berichten, Kommentaren zur aktuellen politischen Situation sowie dem an einer Stelle eingesetzten Bildmaterial. Der Impetus hinter dem Konzept einer Symbiose mochte stellenweise persönlich gefärbt sein – so waren in der Redaktion auch jüdische Mitarbeiter tätig, darunter besonders prominent Zmitrok Bjadulja. Ein wesentliches Motiv bestand aber wohl in der Erkenntnis, dass die belarusische Sache Verbündete benötigte.

Dass Religionszugehörigkeit hier nicht das Inklusionskriterium sein konnte, war der Redaktion von Anfang an bewusst. Zu heterogen war die Leserschaft der *Niva*, deren religiöse Vielfalt schon darin zum Ausdruck kam, dass sie bis Oktober 1912 in zwei Ausgaben erschien, einer „russischen“ mit kyrillischen und einer „polnischen“ mit lateinischen Lettern. Da-

Bemporad: *Becoming Soviet Jews. The Bolshevik Experiment in Minsk*. Bloomington 2013, S. 100–103.

<sup>16</sup> Mit jüdischen Themen in der *Niva* beschäftigt sich ein detailreicher Beitrag von Ina Sorkina. Die entsprechenden Artikel werden dort als unmittelbarer Ausdruck der Toleranz der Redaktion gewertet, ihre Funktionalisierung im Diskurs um die belarusische Nationswerdung spielt keine Rolle: Inna [sic] Sorkina: *Evrei v belarusskoj nacional'noj ideologii načala XX veka po materialam gazety „Naša Niva“ 1906–1915*. In: Tatiana Karasova, Elena Nosenko-Stein (Hg.): *Remember the Past for the Future. Jewish Identity and Collective Memory*. Moskau 2014, S. 43–71.

mit sollte den Lesegewohnheiten der beiden großen konfessionellen Lager unter den Sprecherinnen und Sprechern des Belarusischen Rechnung getragen werden. Die Redaktion verhehlte jedoch nicht, dass bei den Leserinnen und Lesern auch andere Religionszugehörigkeiten eine Rolle spielten,<sup>17</sup> ein Argument unter mehreren, als der parallele Druck in beiden Alphabeten 1912 schließlich zugunsten des Kyrillischen aufgegeben wurde. Wie die Redaktion 1913 verlauten ließ, gebe es zahlreiche Nationen, die aus mehreren Religionsgemeinschaften bestünden, etwa die deutsche, französische oder ukrainische. Wenn also sowohl Russen als auch Polen Belarusen zu vereinnahmen versuchten, dann liege dies daran, dass sie das Belarusische nicht als eigene Sprache betrachteten.<sup>18</sup> Diese Sichtweise eröffnete mittelbar auch Juden den Zugang zur Nation, da ausschließlich die Sprache zum maßgeblichen Inklusionskriterium erhoben wurde.

Es ist daher bezeichnend, dass das Jiddische als eigene jüdische Alltagssprache in der *Niva*, ebenso wie das zionistische Projekt, so gut wie keine Erwähnung fand und lediglich stellenweise das Hebräische als genuin jüdische Sprache in religiösem Kontext gewürdigt wurde.<sup>19</sup> Immer wieder wurde die belarusische Sprachkompetenz der jüdischen Bevölkerung betont, so etwa in einer Reportage aus der Feder des Schriftstellers Jadvihin Ša. Er berichtet von den guten Belarusischkenntnissen der „hiesigen, lang ansässigen Juden“ und führt exemplarisch eine alte jüdische Frau aus der weiteren Umgebung von Grodno (Hrodna) an, deren Selbstgesprächen er lange zugehört habe. In ihrer Jugend taub geworden, habe sie die belarusische Sprache „rein“ bewahrt und keine Einflüsse aus anderen Umgebungssprachen aufgenommen, wie dies sonst nahezu immer geschehe.<sup>20</sup>

Der Hinweis Jadvihin Šas darauf, dass die jüdische Bevölkerung seit langer Zeit in der Gegend lebe, ist symptomatisch für den Blick der *Niva* auf Juden. Offenbar war es für die Redaktion unstrittig, dass es sich bei ihnen um eine eigene Gruppe –

<sup>17</sup> J. M-ski: Hutarki s čytačami. In: *Naša Niva* 4 (26. Januar 1912), S. 3. Zahlreiche Artikel in der *Niva* wurden pseudonym oder aber auch anonym veröffentlicht; nicht immer lässt sich der bürgerliche Name der Verfasserin oder des Verfassers ermitteln.

<sup>18</sup> Ljvon Hmyrak: Nacija i religija. In: *Naša Niva* 40 (3. Oktober 1913), S. 1.

<sup>19</sup> Vgl. etwa I. L.: Ci maem my prava vyrekacca rodnaj movy? In: *Naša Niva* 15 (17. April 1914), S. 1 f.

<sup>20</sup> Jadvihin Ša (= Anton Ljavicki): Listy z darohi IV. Traby – Takaryški – Daŭnary – Bakšty. In: *Naša Niva* 27 (1. Juli 1910), S. 404 f.

stellenweise ist in den Artikeln auch von „nacija“ (Ethnie, Volksstamm) die Rede – handle. Deren besondere Situation musste man immer wieder thematisieren, wollte man sie für das nationale Projekt gewinnen. Den Anfang machte 1907 ein über mehrere Nummern erfolgreicher Abdruck einer Erzählung Eliza Orzeszkowas,<sup>21</sup> die aus dem Polnischen ins Belarusische übersetzt wurde und die die Redaktion später auch als Separatdruck herausgab: „Gedali“.<sup>22</sup> Die Wahl Orzeszkowas, die aus einer polnischen Adelsfamilie aus der Gegend von Grodno stammte, setzte gewissermaßen den Ton. Denn sie galt zumindest in der Region als übergreifende Integrationsfigur, in deren Werk sich die verschiedenen Religions- und Sprachgemeinschaften der Belarus wiederfinden konnten.<sup>23</sup> Nicht zuletzt hatte sie, die selbst aus einem katholischen Haus kam, immer wieder jüdische Stoffe und Themen verarbeitet, so auch in dem 1884 erstveröffentlichten Text, der nun in der *Niva* erschien. An das Motiv der Armut der jüdischen Bevölkerung, das Orzeszkowa in ihrer Erzählung über den armen Hausierer Gedali evoziert hatte, konnte ein großer Artikel, der unter dem Titel „Über Juden“ in der Folgenummer erschien, unmittelbar anknüpfen.<sup>24</sup> Der Autor, der nicht mit seinem Klarnamen genannt wurde, rechnete Juden neben Katholiken und orthodoxen Christen zum festen Bestandteil der Belarus. Mit



2 Titelblatt der ins Belarusische übersetzten Erzählung „Gedali“ von Eliza Orzeszkowa (1907)

<sup>21</sup> Eliza Orzeszkowa: Gedali. In: *Naša Niva* 11 (16. März 1907), S.2–7. (fortgesetzt bis 16 (20. April 1907)).

<sup>22</sup> Eliza Orzeszkowa: Gedali. Vilna 1907. Der Erzählung, die von der *Naša Niva* herausgegeben wurde, hatte die Redaktion ein kurzes Vorwort vorangestellt.

<sup>23</sup> Vgl. dazu Felix Ackermann: Palimpsest Grodno. Nationalisierung, Nivellierung und Sowjetisierung einer mitteleuropäischen Stadt 1919–1991. Wiesbaden 2010, S.86–89.

<sup>24</sup> B. [Zmitrok Bjadulja?]: Ab żydoch. In: *Naša Niva* 17 (4. Mai 1907), S.2–5. Einen eindeutigen Beleg, dass der Artikel aus Bjaduljas Feder stammt, gibt es nicht. Unter seinem bürgerlichen Namen Plaūnik veröffentlichte er erstmals 1912 in der *Niva*.

seinem Hinweis, dass gerade die Anwesenheit einer jüdischen Bevölkerung in Belarus ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal von Russland sei, wo Juden sich historisch nicht hatten ansiedeln dürfen, lieferte er ein schlagkräftiges Argument für ihre Integration in das Nationsprojekt: Aus bloßer Nachbarschaft war Bedingtheit geworden.

Es erscheint daher nur folgerichtig, wenn die Zeitung, die in ihren Anfangsjahren in regelmäßigen Abständen eine Illustration in Form eines Bildes oder einer Zeichnung präsentierte, 1909 scheinbar kontextlos einen älteren jüdischen Mann, betitelt als „Belarusischer Landjude“, abdruckte.<sup>25</sup> Er symbolisierte die enge Verbundenheit belarusischer Juden mit ihrem Territorium. In eine ähnliche Richtung zielten mehrere Artikel der *Niva*, in denen die Vorzüge jüdischer Handelstätigkeit hervorgehoben wurden, die der in Belarus lebenden Bevölkerung viele Vorteile bringe.<sup>26</sup> Das Zusammenleben von Juden und Nichtjuden sollte als organische Einheit dargestellt werden, von der beide Seiten profitierten. Allerdings verweist die Tatsache, dass eine solche öffentlich artikulierte Anerkennung überhaupt notwendig war, auch darauf, dass unter den Leserinnen und Lesern der *Niva* antijüdische Stereotype und Vorbehalte durchaus vorhanden waren.

Diese zu bekämpfen und die jüdische Bevölkerung als eine integrale Gruppe darzustellen, die bereit war, Pflichten zu erfüllen und Opfer zu bringen, war daher ein wichtiges Ziel der *Niva*. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang erneut ein belletristischer Text, die belarusische Teilübersetzung einer russischen Erzählung, betitelt „Der Jude“, die die *Niva* 1909 abdruckte.<sup>27</sup> Sie handelt von der hingebungsvollen Ver-

<sup>25</sup> Bielaruski wieskowy żyd. In: *Naša Niva* 45 (5. November 1909), S. 657.

<sup>26</sup> B.: Ab żydoch (wie Anm. 24); A[liaksandr] Ułasou (der Chefredakteur, MN): Wilnia, 25 apryla (Vilna am 25. April [1908]). In: *Naša Niva* 9 (25. April 1908), S. 2; A. Ū [Aliaksandr Ułasou]: Wałasnoje ziemstwo i żydy. In: *Naša Niva* 14 (7. April 1911), S. 196; H. B.: „Nacionalnaja“ polityka i... handel. In: *Naša Niva* 28 f. (21. Juli 1911), S. 355. Hinter dem Kürzel „H. B.“ verbirgt sich Anton Luckewič, vgl. Sorkina: *Evrei v belarusskoj* (wie Anm. 16), S. 52. Der aus einer katholischen Familie stammende Luckewič war gemeinsam mit seinem Bruder Ivan eine wichtige Figur in der belarusischen Nationalbewegung. In der kurzlebigen Belarussischen Volksrepublik von 1918 war er Premierminister.

<sup>27</sup> Verfasser der Erzählung, die im russischen Original erstmals 1887 in Odessa erschien, war der nichtjüdische, sozialrevolutionär gesonnene Schriftsteller Grigorij Mačtet. Eine ungekürzte jiddische Übersetzung wurde 1904 in New York publiziert, eine deutsche 1906 in der *Allgemeinen Zeitung des Judenthums* und damit, anders als in der *Niva*, in Medien, die sich dezidiert an eine jüdische Leserschaft wandten.

sorgung eines tollwutkranken Patienten durch den jüdischen Arzt Gurwejs in einer Kleinstadt und davon, wie er einen Verletzten in seinem eigenen Haus versorgt. Letzteren behandelt er im Wissen, dass dieser vorher an einem Pogrom teilnahm, im Zuge dessen auch Gurwejs eigenes Haus verwüstet wurde. Aufrütteln sollte das Publikum wohl nicht nur das hohe Maß an Empathie und Prinzipientreue, die die Titelfigur bewies, sondern auch das Leid, das ihr infolge der Gewalt durch ihre Mitmenschen widerfahren war.

Die Redaktion der *Niva* wollte ihre Leserinnen und Leser nicht nur für die prekäre Situation der jüdischen Bevölkerung sensibilisieren, sie verfolgte auch eine längerfristig angelegte Aufklärungsstrategie, die Licht ins Dunkel bringen sollte, wie eine häufig gebrauchte Metapher der Zeitung lautete. Sie wollte auf soziale und politische Missstände auf belarusischsprachigem Gebiet aufmerksam machen, staatlicherseits angeordnete oder zumindest tolerierte Diskriminierung einzelner Bevölkerungsteile bekämpfen und zur Beseitigung entsprechender Vorurteile beitragen. Das spiegelt sich beispielsweise in einem Bericht über den berüchtigten Ritualmordprozess gegen Menachem Mendel Bejlis wider,<sup>28</sup> der 1913 in Kiev stattfand. In dem Artikel in der *Niva* wurde die Regierung, die die haltlosen Anschuldigungen gegen Bejlis befördert hatte, indirekt angeprangert. Der Autor qualifizierte den Ritualmordvorwurf als Merkmal eines rückständigen Landes und fragte, wie es komme, dass so etwas in Russland, das doch als aufgeklärtes Land gelte, möglich sei. Zugleich erläuterte er den (vermeintlichen) historischen Ursprung der Vorwürfe und ordnete sie damit in den breiteren Kontext der jüdisch-christlichen Beziehungen ein.

### Geteiltes Leid?

Wenige Jahre nach Erscheinen der letzten Nummer der *Naša Niva*, bald nach Ende des Ersten Weltkriegs, entstanden zwei literarische Texte, die die Idee der belarusisch-jüdischen Symbiose emblematisch zusammenfassen, indem sie die Rolle schildern, die die jüdische Bevölkerung bei der belarusischen Nationswerdung in den Augen ihrer Akteurinnen und Akteure einnehmen konnte und sollte. Beide Texte erschienen zu

<sup>28</sup> H. B. (= Anton Luckevič): Sprava Bejliza. In: *Naša Niva* 42 (17. Oktober 1913), S. 1.

einer Zeit, als ein eigener Nationalstaat in Form der 1918 ausgerufenen, kurzlebigen demokratischen Belarusischen Volksrepublik das erste Mal greifbar geworden war.<sup>29</sup> Es ist wohl kein Zufall, dass sie aus der Feder langjähriger Mitarbeiter und Redakteure der *Niva* stammen. 1918 publizierte Zmitrok Bjadulja einen umfangreichen Essay über jüdisches Leben in Belarus.<sup>30</sup> Ein Jahr später veröffentlichte der als belarusischer „Nationaldichter“ geltende Janka Kupala, der aus einer katholischen Familie stammte und seine ersten Gedichte auf Polnisch verfasst hatte, ein Gedicht mit dem Titel „Žydy“ (Juden).<sup>31</sup> Bjadulja und Kupala bezogen sich in ihren Texten auf die gemeinsame territoriale Vergangenheit von Juden und Nichtjuden in Belarus, die Erfahrung der jahrhundertelangen Koexistenz, die beide Gruppen vereine. Und beide sprachen sich in ihren Texten dafür aus, dass die jüdische Bevölkerung die junge belarusische Nationalbewegung unterstützen solle.

Bjadulja, der seine ersten literarischen Versuche auf Hebräisch gemacht hatte, bevor er zum Belarusischen gewechselt hatte, legte in seinem Essay einen Akzent auf die wechselseitige Beeinflussung belarusischer und jüdischer Kultur und Sprache. So hob er hervor, dass das Belarusische Wörter aus dem Hebräischen übernommen habe, wie etwa „chevrūs“ für Verein(igung) oder Bündnis, auch wenn er das metaphorische Potenzial, das in dieser Entlehnung lag, überraschenderweise nicht weiter erklärte.<sup>32</sup> Die Wahl seines Pseudonyms, das auf eine Figur aus der belarusischen Folklore anspielt, auf einen alten Mann, der die Kinder tröstet, wenn ihre Eltern zum Arbeiten aufs Feld gegangen sind,<sup>33</sup> war möglicherweise bereits Programm genug: Mochten die eigenen Eltern, seien sie nun

<sup>29</sup> Zum komplizierten Entstehungskontext des ersten belarusischen Staats im Jahr 1918 siehe Dorota Michaluk, Per Anders Rudling: From the Grand Duchy of Lithuania to Belarusian Democratic Republic. The Idea of Belarusian Statehood 1915–1919. In: *The Journal of Belarusian Studies* 7, 2 (2014), S. 3–36.

<sup>30</sup> Zmitrok Bjadulja: *Žydy na Belarusi*. Bytavyia štrychi. Minsk 1918.

<sup>31</sup> Es wurde erstmals am 7. November 1919 in der Zeitung *Bielarus* veröffentlicht. Eine englische Übersetzung findet sich bei Zina J. Gimpelevitch: *The Portrayal of Jews in Modern Bielarusian Literature*. Montreal 2018, S. 89 f.

<sup>32</sup> Bjadulja: *Žydy na Belarusi* (wie Anm. 30), S. 11.

<sup>33</sup> Gun-Britt Kohler: Strategien von Posture und Positionierung in ‚kleinen‘ Literaturen: das Pseudonym in der belarussischen Literatur des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts. In: Dies., Pavel I. Navumenka, Ralf Grüttemeier (Hg.): *Kleinheit als Spezifik. Beiträge zu einer feldtheoretischen Analyse der belarussischen Literatur im Kontext „kleiner“ slavischer Literaturen*. Oldenburg 2012, S. 251, Anm. 28.



der polnischen oder der russischen kulturellen Sphäre zuzuordnen, das Belarussische auch vernachlässigt haben, die „älteste“ Bevölkerungsgruppe im Land, die Juden, ließ die junge belarussische Nationalbewegung nicht im Stich.

Die Vorstellung, dass die Beziehung zwischen Juden und Nichtjuden in Belarus von einer Partnerschaft geprägt sei, findet sich auch bei Kupala. Hier ist es die über lange Zeitaltschnitte andauernde Erniedrigung, die Juden wie Belarussen erfahren hätten, die beide Gruppen verbinde: „Als Gefangene tragen wir heute das schwere Leid / Eins auf dem müden Boden der Belarus“.<sup>34</sup> Vor langer Zeit habe Belarus die Juden, die in Europa heimatlos umherirrten und nirgends

willkommen gewesen seien – Kupala nennt hier die Vertreibung aus Spanien 1492 –, gastfreundlich aufgenommen. Das Schicksal von Juden und Belarussen sei daher aneinander gekoppelt, das Leid unter polnischer und später russischer Herrschaft geteilt. Anders als in den Artikeln der *Niva* verschweigt Kupala nicht, dass der Zionismus für die jüdische Bevölkerung einen alternativen Anknüpfung- und Identifikationspunkt bietet, doch ist es bei ihm nicht allein die weite Entfernung Palästinas, die diesen in den Hintergrund treten lässt. Es ist auch die „Schuld“, in der er die jüdische Bevölkerung im belarussischen Sprachgebiet sieht, die nun beglichen werden müsse. Sein Ausruf „Ihr, Juden, werdet Euch erheben, wenn Belarus sich erhoben hat“<sup>35</sup> ist in diesem Sinne gleichermaßen ein- wie ausschließend, da er der jüdischen Bevölkerung ebenso Teilhabe am nationalen Projekt in Aussicht stellt, wie er mit ihrem Ausschluss droht, falls sie an der Idee der gemeinsamen Sprache nicht festhalten wollte.<sup>36</sup>



3 Denkmal für den belarussischen Schriftsteller Janka Kupala in Aschdod / Israel, 2015 errichtet von belarussischstämmigen Einwohner\*innen

<sup>34</sup> Zitiert nach Gimpelevitch: *The Portrayal* (wie Anm. 31), S. 89. (Übersetzung MN)

<sup>35</sup> Ebd. (Übersetzung MN)

<sup>36</sup> Diese Doppeldeutigkeit ist im Gedicht auch an anderen Stellen ausgeprägt, etwa wenn Kupala Juden gleichzeitig als Christusbringer und -mörder anspricht.

## Fazit

In der Retrospektive scheint die inklusive Haltung belarusischer Intellektueller, wie sie vor allem im Umkreis der *Naša Niva* ihren Niederschlag fand, denkwürdig. Ganz offensichtlich hatte nach 1905 ein keineswegs erwartbarer Vorzeichenwechsel stattgefunden: Waren Juden in der belarusischen Folklore des 19. Jahrhunderts noch mehrheitlich pejorativ dargestellt worden, so erfuhren sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts als potenzielle Partner im nationalen Projekt eine positive Würdigung – ihre Rolle im belarusischen „Kosmos“ war gewissermaßen umgekehrt worden. Auf den ersten Blick mochte dies an die Situation der jüdischen Bevölkerung etwa in Ungarn vor 1914 erinnern, die ebenfalls einen Platz im ungarischen *nation-building* erhielt, sofern sie bereit war, die ungarische Sprache zu ihrer Sprache zu machen und damit zu einem „Verbündeten“ im Magyarisierungsprozess gegen deutsch-, slowakisch- oder rumänischsprachige Bevölkerungsteile zu werden.

Der belarusische Fall ging darüber hinaus, indem Juden und Belarusen stellenweise auf eine Ebene gehoben und als Partner inszeniert wurden, die kulturelle Gemeinsamkeiten sowie die Erfahrung von Ausgrenzung und Verächtlichmachung vereinte. Das bedeutete jedoch nicht, dass der Blick von Intellektuellen auf die jüdische Bevölkerung in Belarus frei von Ambivalenzen gewesen wäre. Der Schlüssel für ihre Inklusion lag in der Sprache. Wurde er nicht ergriffen, fanden sich Juden zurückgeworfen auf den Status von „Fremden“ (Kupala), oder aber der sozioökonomische Zusammenhalt und damit letztlich der gesellschaftliche Friede galten als gefährdet (Bjadulja).

Die Kehrseite dieser Konzentration auf Sprache war allerdings, dass Religionszugehörigkeit und religiöse Praxis gerade kein konstituierendes Element im Selbstverständnis belarusischer *nation-builder* wurden: Die christliche Bestattung Bjaduljas ist vor diesem Hintergrund nicht nur ein unerhörter Angriff auf die Religionsfreiheit, sondern auch ein eklatanter Verstoß gegen das Erbe Bjaduljas und seiner Generation.

BILDNACHWEIS  
 Abb. 1 Litauische  
 Martynas-Mažvydas-  
 Nationalbibliothek Vilnius  
 Abb. 2 Polnische  
 Nationalbibliothek  
 Warschau  
 Abb. 3 Wikimedia  
 Commons, CC BY-SA 3.0,  
 user: Amire80

Anke Hilbrenner

## Malyj Trostenez – ein europäischer Erinnerungsort

*„Der Ort, Malyj Trostenez, von der deutschen Wehrmacht in Besitz genommen als ‚Lebensraum im Osten‘, war ein Ort des Todes. Er lag am äußersten Ende einer Befehlskette, verzeichnet auf keiner Landkarte, aber verzeichnet auf einem Plan zur sogenannten ‚Endlösung der Judenfrage‘. Diesen Ort in das historische Bewusstsein Europas zurückzuholen, ist ein lange überfälliger Schritt.“<sup>1</sup>*

(Frank-Walter Steinmeier am 29. Juni 2018)

Den überfälligen Schritt, den Ort Malyj Trostenez in das historische Bewusstsein Europas zurückzubringen, machte der deutsche Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier gemeinsam mit seinem österreichischen Kollegen Alexander van der Bellen und Alexander Lukaschenko, als die drei Staatsoberhäupter am 29. Juni 2018 den zweiten Bauabschnitt der Gedenkstätte Malyj Trostenez im Süden der belarussischen Hauptstadt Minsk einweihten. Mit der feierlichen Eröffnung lenkten die Präsidenten endlich, nachdem verschiedene zivilgesellschaftliche Gruppen schon lange darauf gedrängt hatten, die öffentliche Aufmerksamkeit auf Malyj Trostenez als einen Ort des Holocaust-Gedenkens und der europäischen Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg. Dieser Tag war nicht der Anfang und wird auch nicht das Ende der Bemühungen um den Erinnerungsort Malyj Trostenez sein.

Das Gelände, das in der Regel mit dem Namen Malyj Trostenez bezeichnet wird, ist sehr weitläufig. Es gibt kein zusammenhängendes Gedenkstättenkonzept. Das Gebiet ist durch eine für Fußgänger unüberwindbare sechsspurige Schnellstraße in zwei geteilt; auf beiden Abschnitten finden sich ver-

<sup>1</sup> Frank-Walter Steinmeier: Rede bei der Eröffnung des zweiten Teils der Gedenkstätte Malyj Trostenez am 29. Juni 2018 nahe Minsk, Belarus. Auf: <https://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Frank-Walter-Steinmeier/Reden/2018/06/180629-Belarus-Trostenez.html?nn=9042544> (letzter Zugriff: 9. 12. 2021).



1 Lageplan der Gedenkstätte Malyj Trostenez

1 Ort Bolschoj Trostenez (mit dem Obelisken von 1963)

2 (ehm.) Ort Malyj Trostenez

3 Schnellstraße

4 Parkplatz der Gedenkstätte

5 Stelen mit Informationen (2015)

6 „Die Pforte der Erinnerung“ (2015)

7 „Das Massiv der Namen“ (2019)

8 Ehemalige Verbrennungsanlage im Wald Schaschkowka (Gedenkstein von 1966)

9 Gedenkfriedhof am Massenerschiebungsort im Wald Blagowschtschina

(Umriss der 34 Gruben, die die Kommission 1944 ausgemacht hat, von 2018)

10 Weißer Platz, zeigt die Stelle, an denen die deportierten Menschen vor der Ermordung ankamen (2018), Beginn des Gedenkstättenabschnittes, entworfen von L. Lewin

11 „Der Weg des Todes“ (2018) mit anschließendem Schwarzen Platz

12 „Der Wald der Namen“ (seit 2010)

schiedene Erinnerungsprojekte. Einige Minsker Taxifahrer kennen den Ort nicht, und auch die, die ihn kennen, wissen nicht unbedingt, wie man zum zweiten Bauabschnitt kommt, dem jenseits der Schnellstraße, den Lukaschenko, van der Bellen und Steinmeier so feierlich eingeweiht haben. Der bekanntere Teil ist in den Augen der meisten Minsker\*innen ein am Stadtrand liegender Park, den vor allem Anwohner\*innen für Spaziergänge mit ihren Hunden nutzen. Nicht vielen dürfte gegenwärtig sein, dass in Malyj Trostenez und besonders im

Wald von Blagovščina während des Zweiten Weltkriegs ein zentraler Vernichtungsort der deutschen Besatzer in Belarus war und dass sich dort Massengräber mit Zigtausenden Opfern des NS-Regimes befinden.

So wenig präsent Malyj Trostenez im kollektiven Gedächtnis der Minsker Bevölkerung sein mag, so groß ist der Raum, der sich diversen Erinnerungsgemeinschaften bis heute bietet, den Ort mit je unterschiedlichen Intentionen immer wieder neu zu gestalten und zu ergänzen, was sie wohl auch in Zukunft tun werden. Die Erinnerung an die Verbrechen, die die Deutschen an der Bevölkerung von Belarus begingen, an den Jüdinnen und Juden von Minsk und aus der Umgebung, den aus dem Deutschen Reich deportierten sowie den belarusischen Zwangsarbeiter\*innen, Kriegsgefangenen und Partisan\*innen, bezieht sich auf verschiedene Tatzusammenhänge. Die Heterogenität der Erinnerung ist auch der wechselhaften Geschichte der Verbrechen während des Krieges geschuldet, die deshalb hier kurz skizziert werden soll.

## Die Ereignisse

Belarus liegt im Herzen der osteuropäischen Gebiete, die der Historiker Timothy Snyder als „Bloodlands“ bezeichnet hat.<sup>2</sup> Während des Zweiten Weltkriegs starben über zwei Millionen belarusische Bürger\*innen. Im Rahmen der „Partisanenbekämpfung“, wie die Deutschen ihr Morden in euphemistischer Absicht nannten, wurden über 600 belarusische Dörfer dem Erdboden gleichgemacht. 80 Prozent der Jüdinnen und Juden, die in Belarus lebten, wurden ermordet. Insgesamt wurde fast ein Viertel der belarusischen Bevölkerung während des Krieges getötet. Ebenso furchtbar wie diese Zahlen war die Allgegenwart des Mordens. Belarus war einer der Hauptschauplätze des „Holocaust by Bullets“<sup>3</sup>, der sich vor aller Augen auf den Dorfstraßen, in den Wäldern und auf den Feldern abspielte und auch die Überlebenden nachhaltig traumatisierte. Malyj Trostenez ist ein Ort, an dem die blutige Geschichte des Kriegs in Belarus und die transnationalen Verbrechen des Holocaust miteinander verwoben sind. Deshalb eignet sich das

<sup>2</sup> Timothy Snyder: *Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin*. München 2012.

<sup>3</sup> Patrick Desbois, Paul A. Shapiro: *The Holocaust by Bullets. A Priest's Journey to Uncover the Truth behind the Murder of 1.5 Million Jews*. New York 2009.

Gelände des ehemaligen Lagers mit seinen Tötungsstätten zusammen mit den Erschießungsorten und Massengräbern im Wald von Blagovščina besonders, um verschiedene Gedächtnispraktiken und Erinnerungsgemeinschaften und deren Intentionen zu beleuchten.<sup>4</sup>

Bereits am 10. Juli 1941, keine drei Wochen nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion, planten die deutschen Besatzer die Gründung eines Ghettos für die jüdischen Bewohner\*innen der Stadt Minsk. Der Minsker Judenrat musste zunächst auf Befehl der Wehrmacht, später der Besatzungsverwaltung alle Jüdinnen und Juden registrieren und Kennkarten ausgeben. Der Feldkommandant Oberstleutnant Karl Schlegelhofer ordnete am 19. Juli an, dass alle jüdischen Einwohner\*innen von Minsk binnen fünf Tagen in den nun so genannten „jüdischen Wohnbezirk“ umsiedeln mussten. Dort mussten sie auf engstem Raum zusammenleben und Zwangsarbeit leisten. Im November 1941 ermordeten die Deutschen etwa 12 000 Ghettobewohner\*innen, um für deutsche, österreichische und tschechische Jüdinnen und Juden, die aus dem Reich deportiert werden sollten, Platz zu machen.<sup>5</sup> Im November und Dezember 1941 kamen zunächst etwa 7 000 Deportierte ins Minsker Ghetto. Danach wurden die Transporte wegen der Nachschubprobleme der Heeresgruppe Mitte, die sich in der Schlacht um Moskau befand, ausgesetzt.

Als im Januar 1942 Gerüchte aufkamen, dass die Deportationen wiederaufgenommen werden sollten, protestierte der Stadtkommissar Wilhelm Janetzke. In der „Trümmerstadt“ Minsk könne er keinesfalls für die Unterbringung und Ernährung weiterer zehntausender Jüdinnen und Juden sorgen. Der Generalkommissar für Weißruthenien in Minsk, Wilhelm Kube, sprang Janetzke bei und argumentierte gegen weitere Deportationen von jüdischen Deutschen, die er zudem „als Menschen, die aus unserem Kulturkreis kommen“,<sup>6</sup> im Rahmen seines rassistischen Weltbildes als höherwertig einschätzte als die jüdischen Einwohner\*innen von Belarus. Der

<sup>4</sup> Die Beschreibung folgt der präzisen Rekonstruktion der Ereignisse durch Petra Rentrop: *Tatorte der „Endlösung“*. Das Ghetto Minsk und die Vernichtungsstätte von Maly Trostinez. Berlin 2011, S. 185–227.

<sup>5</sup> Alfred B. Gottwaldt, Diana Schulle: *Die „Judendeportationen“ aus dem Deutschen Reich 1941–1945. Eine kommentierte Chronologie*. Wiesbaden 2005, S. 230.

<sup>6</sup> Generalkommissar für Weißruthenien Wilhelm Kube an Reichskommissar für das Ostland Hinrich Lohse am 16. Dezember 1941. Nach: Rentrop: *Tatorte der „Endlösung“* (wie Anm. 4), S. 189.

Protest wurde, wenn auch zunächst widerwillig, gehört – und hatte dann umso schrecklichere Folgen. Die Deportierten, die ab Mai 1942 wieder nach Belarus geschickt wurden, kamen nun nicht mehr im Ghetto in Minsk an, sondern wurden bereits vor ihrer Ankunft in der Stadt ermordet. Eduard Strauch, Kommandeur der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes (KdS) im Generalkommissariat Weißruthenien, wurde im April mit der Suche nach einem Ort beauftragt, an dem die Tötungen stattfinden sollten. Die Menschen in den Deportationszügen sollten, so befahl es der Leiter des Reichssicherheitshauptamtes Reinhard Heydrich, nicht mehr ins Ghetto verbracht, sondern sofort nach ihrer Ankunft getötet werden. Strauch fand einen dafür geeigneten Ort im Wald von Blagovščina, der in relativer Nähe zu den Eisenbahnschienen lag, aber von dort schwer einsehbar war. Unweit des Waldstücks befand sich die ehemalige Karl-Marx-Kolchose, die Strauch beschlagnahmte und zum „Gut des Kommandeurs“ machte. Hier sollten einige wenige unter den Tausenden Deportierten Zwangsarbeit leisten, und dabei unter anderem die Habseligkeiten der Ermordeten sortieren. Die übergroße Mehrheit der Jüdinnen und Juden aus dem Deutschen Reich aber musste sofort nach der Ankunft zu der Lichtung im Wald von Blagovščina laufen und wurde dort am Rand bereits ausgehobener Massengräber erschossen. Auch Gaswagen kamen bei den Mordaktionen von Blagovščina zum Einsatz. Zwischen dem 11. Mai und dem 9. Oktober 1942 trafen insgesamt 16 Transporte aus Wien, Theresienstadt, Königsberg und Köln ein. Die Namen der Ermordeten aus diesen Zügen können mithilfe der Deportationslisten rekonstruiert werden. Blagovščina war auch die Hauptexekutionsstätte der Minsker Sicherheitspolizei. Zusätzlich wurden Menschen, die man im Minsker Ghetto als „arbeitsunfähig“ eingestuft hatte, zur Tötung nach Blagovščina gebracht. Die letzten Massenmorde dort fanden im September und Oktober 1943 während der Auflösung des Minsker Ghettos statt. Auch das „Gut des Kommandeurs“, auf dem jüdische wie nicht-jüdische Belarus\*innen oder andere Sowjetbürger\*innen Zwangsarbeit leisteten, wurde zum Schauplatz nationalsozialistischer Mordaktionen. Nur wenige hundert Meter vom Gut entfernt im Wald von Šaškova wurde eine Verbrennungsgrube ausgehoben, die als provisorisches Krematorium für die Menschen diente, die in Gaswagen oder durch Erschießung getötet worden waren. Häufig handelte es sich um Opfer der sogenannten „Partisanenaktionen“. Je

näher im Frühjahr 1944 die Front rückte, desto mehr häuften sich die Mordaktionen in Šaškova. Als die Rote Armee im Juni 1944 kurz vor Minsk stand, sollten die Zwangsarbeiter\*innen aus der Stadt und auf dem Gut, ebenso wie die Insassen des Polizeigefängnisses in Minsk getötet werden. Für diesen Massenmord eröffneten die Deutschen eine neue Mordstätte. In einer Scheune auf dem „Gut des Kommandeurs“ erschossen sie kurz vor ihrer Flucht die verbliebenen Häftlinge und setzten die Scheune in Brand. Bei all diesen Verbrechen zwischen Mai 1942 und Juni 1944 wurden die unterschiedlichsten Menschen an den verschiedenen Mordstätten auf dem Gelände, das heute als Malyj Trostenez bekannt ist, ermordet. Aktuelle Schätzungen gehen von etwa 60 000 Opfern aus.<sup>7</sup>

### Erinnerung an die Morde in Malyj Trostenez im Krieg

Bereits während des Krieges versuchten die Deutschen, den von ihnen begangenen Massenmord an den verschiedenen Schauplätzen des östlichen Europas zu vertuschen. Im Frühjahr 1942 beauftragte Reinhard Heydrich den SS-Standartenführer Paul Blobel, die Spuren der massenhaften Ermordung von Jüdinnen und Juden, Partisan\*innen und allen anderen Opfern des nationalsozialistischen Vernichtungskriegs zu beseitigen. Diese Vernichtung der Beweise wurde nach dem Aktenkürzel „Sonderaktion 1005“ genannt. In Malyj Trostenez war das Sonderkommando „1005-Mitte“ Ende 1943 mit der von den Deutschen sogenannten „Enterdung“ der Massengräber beschäftigt. Zunächst mussten meist jüdische Zwangsarbeiter die Toten aus den Massengräbern bergen, sie danach verbrennen und die Überreste weiter zerkleinern. Die Menschen, die zu dieser Arbeit gezwungen worden waren, wurden im Anschluss an die „Aktionen“ selbst ermordet. Die Tätigkeit des „Sonderkommandos 1005-Mitte“ vermochte es zwar nicht, die Spuren der Morde in Malyj Trostenez endgültig zu beseitigen, die Identifizierung der an den Massengräbern von Blagovščina Ermordeten aber wurde durch ihre Tätigkeit ebenso unmöglich gemacht wie die Rekonstruktion der genauen Zahlen anhand der sterblichen Überreste der Opfer.<sup>8</sup>

<sup>7</sup> Christian Gerlach: *Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941 bis 1944*. Hamburg 2013, S. 770.

<sup>8</sup> Andrej Angrick: „Aktion 1005“ – Spuren beseitigung von NS-Massenverbrechen 1942–1945. Eine „geheime Reichssache“ im Spannungsfeld von Kriegswende und Propaganda. Göttingen 2019, S. 558–630.



Noch während des Krieges im Sommer 1944 untersuchte die sowjetische „Außerordentliche Staatliche Kommission für die Feststellung und Untersuchung der Gräueltaten der deutsch-faschistischen Aggressoren und ihrer Komplizen und des Schadens, den sie den Bürgern, Kolchosen, öffentlichen Organisatoren, staatlichen Betrieben und Einrichtungen der UdSSR zugefügt haben“ (kurz: Außerordentliche Staatliche Kommission) die Massengräber in Blagovščina sowie im Umfeld des „Gutes des Kommandanten“.<sup>9</sup> Die Kommission kam zu dem Ergebnis, dass insgesamt 206500 Menschen auf dem Gelände ermordet wurden. Diese Zahl, welche die Schätzungen der neueren Forschungsliteratur um mehr als das Vierfache übersteigt, taucht in der sowjetischen Erinnerung an Malyj Trostenez immer wieder auf.<sup>10</sup>

## Die sowjetische Erinnerung

Der Historiker Aliaksandr Dalhouski und andere haben darauf hingewiesen, dass die sowjetische Erinnerung an die Verbrechen des Zweiten Weltkriegs anderen Paradigmen folgt als jenen, die sich, wenn auch erst lange nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, in Deutschland und in ganz Westeuropa etablierten. In der sowjetischen Geschichtspolitik standen der Sieg und das heldenhafte Verhalten von Soldaten und der Zivilbevölkerung im Vordergrund der gemeinsamen und ritualisierten Erinnerung. Statt eines Gedenkens, bei dem man etwa die Namen der Opfer hätte nennen können, um eine individuellere Erinnerung zu ermöglichen, war im sowjetischen Gedächtnisnarrativ vor allem die große Zahl der Opfer von Bedeutung.<sup>11</sup>

Zudem herrschten in der Sowjetunion der Nachkriegszeit zunächst keine günstigen Bedingungen dafür, die Erinnerung

<sup>9</sup> Vgl. zur Kommission etwa Claudia Weber: *Krieg der Täter. Die Massenerschießungen von Katyń*. Bonn 2015, S. 268.

<sup>10</sup> Petra Rentrop: *Weißrussland*. In: Wolfgang Benz, Barbara Distel (Hg.): *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Arbeitserziehungslager, Ghettos, Jugendschutzlager, Polizeihäftlingslager, Sonderlager, Zigeunerlager, Zwangsarbeitslager*. Bd. 9. München 2009, S. 373 f.

<sup>11</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Aliaksandr Dalhouski: *Zur Geschichte der Wahrnehmung des Vernichtungsortes Malyj Trostenez*. In: Christine Chiriac, Aliaksandr Dalhouski, Anna Engelking (Hg.): *Leerstelle(n)? Der deutsche Vernichtungskrieg 1941–1944 und die Vergegenwärtigungen des Geschehens nach 1989*. Berlin 2019, S. 137–152.

an die Verbrechen in Malyj Trostenez wach zu halten. In diesem Sinne war die Situation jener in Deutschland nicht unähnlich. Während ehemalige Konzentrationslager in Deutschland als DP-Camps dienten, wurde auch das ehemalige „Gut des Kommandanten“ bald einer neuen Nutzung zugeführt, hier wieder als Kolchose. Unweit der Massengräber im Wald von Blagovščina erlaubte die Verwaltung im Jahr 1958 die Einrichtung einer Mülldeponie.<sup>12</sup> Dennoch gab es Erinnerungsinitiativen in der Sowjetunion. Das Staatliche Museum zur Erinnerung an den Großen Vaterländischen Krieg in Minsk, gegründet bereits 1944, plante Ende der 1950er Jahre eine Filiale, mit der der Verbrechen in Malyj Trostenez gedacht werden sollte. Auch wenn diese Idee nicht realisiert wurde, entstand in den 1960er Jahren doch eine Reihe von Orten des sowjetischen Gedenkens an die Verbrechen von Malyj Trostenez. Im Jahr 1963 wurde ein Obelisk im nahegelegenen Dorf Bolšoj Trostenez errichtet. Er trägt die Inschrift:

„Hier, in der Nähe des Dorfes Trostenez, erschossen, folterten und verbrannten die deutschen faschistischen Invasoren 201.500 friedliche Bürger, Partisanen, Kriegsgefangene der Sowjetarmee von 1941–1944“.<sup>13</sup>

Diese Zeilen spiegeln die Paradigmen der sowjetischen Erinnerungskultur, gemäß denen vor allem heroische Kämpfer wie Partisanen und Rotarmisten und große Opferzahlen in den Vordergrund gestellt werden sollten. Wie so häufig in der offiziellen sowjetischen Erinnerungskultur wurden Jüdinnen und Juden als Opfergruppe nicht erwähnt.<sup>14</sup> Wie an anderen Orten auch wurde die jüdische Leidensgeschichte mit der Bezeichnung „friedliche Bürger“ mitgemeint – und damit zum Ver-

<sup>12</sup> Magdalena Waligorska: Remembering the Holocaust on the Fault Lines of East and West-European Memorial Cultures. The New Memorial Complex in Trastysianets, Belarus. In: *Holocaust Studies* 24 (2018), S. 329–352.

<sup>13</sup> Die Geschichte dieser Erinnerungsorte mit entsprechenden Fotografien wird seit 9. Dezember 2021 im Rahmen der virtuellen Version der Ausstellung „Vernichtungsort Malyj Trostenez. Geschichte und Erinnerung“ präsentiert: <https://www.trostenez.org/#exhibition-anchor9> (letzter Zugriff: 14. 12. 2021).

<sup>14</sup> Ekaterina Keding: Konkurrenz der Erinnerungen. Partisanenwiderstand und Holocaust in der belarussischen Gedenkkultur. In: Thomas M. Bohn, Victor Shadurski (Hg.): *Ein weißer Fleck in Europa*. Bielefeld 2014, S. 159–172.

schwinden gebracht.<sup>15</sup> Darüber hinaus wurde der Obelisk in Bolšoj Trostenez zum Anlaufpunkt für offizielle Erinnerungsveranstaltungen. Schüler\*innen und Studierende besuchten das Dorf, und so trug dieses Denkmal, das sich eben nicht auf dem historischen Gelände befand, dazu bei, dass die Erinnerung an den tatsächlichen Ort der Verbrechen weiter verschüttet wurde. Obwohl in den 1960er Jahren auch weitere kleinere Denkmäler mit Inschriften in Šaškova und Blagovščina errichtet wurden, geriet Malyj Trostenez über das offizielle und auf den heldenhaften Kampf ausgerichtete Gedenken an den Großen Vaterländischen Krieg, das sich vor allem auf das Zentrum von Minsk und die Nationale Gedenkstätte in Chatyn konzentrierte, mehr und mehr in Vergessenheit. Als Alla Van'kevič, die Mitarbeiterin des Kriegsmuseums in Minsk, in den 1980er Jahren einen Text mit dem Titel „Exkursion nach Trostenez“<sup>16</sup> veröffentlichte, waren die Verbrechen kaum jemandem bekannt. Bis in die 1990er Jahre war das Gelände nicht als Erinnerungsort markiert.<sup>17</sup>

## Die post-sowjetische Erinnerung

Die offizielle sowjetische Geschichtspolitik prägte auch die post-sowjetische Erinnerung mit Blick auf Malyj Trostenez. Allerdings kamen zu den Akteuren staatlich organisierten Gedenkens zivilgesellschaftliche Erinnerungsgemeinschaften dazu. Im Jahr 1994 wurde die Stiftung für Geschichte und Gedenkstätten „Trostenez“ ins Leben gerufen, getragen unter anderem von Historiker\*innen und Kulturschaffenden. Jüdinnen und Juden als Opfergruppe fanden erstmals Erwähnung auf einem Gedenkstein, der 2002 errichtet wurde.<sup>18</sup> Ein Jahr später gründete sich die Belarusisch-deutsche Geschichtswerkstatt in Minsk mit dem Ziel, historisches Wissen über die Zeit des Zweiten Weltkriegs in Belarus zu erarbeiten und einer breite-

<sup>15</sup> Frank Grüner: Sowjetische Jüdinnen und Juden zwischen Nachkriegshoffnungen und antisemitischen Kampagnen. In: Jörg Ganzenmüller (Hg.): Jüdisches Leben in Deutschland und Europa nach der Shoah. Neubeginn – Konsolidierung – Ausgrenzung. Köln 2020, S. 99–126.

<sup>16</sup> Alla Georgievna Van'kevič: Ėkskursija v Trosteneč. Minsk 1987.

<sup>17</sup> Aliaksandr Dalhouski schildert die Geschichte des Gedenkortes konzipiert in seinem virtuellen Rundgang über das Gelände, der seit 2020 öffentlich zugänglich ist. Dabei betont er auch die Abwesenheit der Erinnerung: <https://www.youtube.com/watch?v=5Mg3j9IGQJM> (letzter Zugriff: 14. 12. 2021).

<sup>18</sup> Waligorska: Remembering the Holocaust (wie Anm. 12), S. 333.

ren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.<sup>19</sup> 2009 entstand IM-MER, die „Initiative Malvine – Maly Trostinec erinnern“ in Österreich, die im Jahr 2010 damit begann, gelbe Zettel mit den Namen von Menschen, die nach ihrer Deportation ermordet wurden, auf dem Weg zur Erschießungsstätte anzubringen. So entstand der „Wald der Namen“. Jedes Jahr im Mai hängen die Angehörigen neue Zettel zur Erinnerung an die Opfer der Erschießungen in dem kleinen Waldstück am Rande der Massengräber auf. Seit 2015 beteiligen sich Schüler\*innen aus Belarus und Deutschland an dieser Initiative.<sup>20</sup>

An die Seite des Gedenkens durch die verschiedenen zivilgesellschaftlichen Gruppen vor allem aus Belarus, Deutschland, Österreich und Israel trat in den 2010er Jahren der belarusische Staat. Der Bau einer umfassenden Gedenkstätte begann 2014 mit der Hinterlegung einer Gedenkkapsel durch den belarusischen Präsidenten Lukaschenko, der seinem Wunsch Ausdruck verlieh, ein gesamteuropäisches Projekt zu begründen. Bereits am 22. Juni 2015, dem Jahrestag des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion, konnte der erste Bauabschnitt dieser Anlage eingeweiht werden. Der Bildhauer Konstantin Kostjučenko gestaltete die monumentale „Pforte der Erinnerung“, das erste große und weithin sichtbare Denkmal an diesem historischen Ort. Zudem hat man die Fundamente des ehemaligen Lagers kenntlich gemacht und Informationstafeln auf dem Gelände errichtet. Allerdings werden in den Texten auf den Tafeln weder belarusische noch westeuropäische Jüdinnen und Juden als Opfergruppe erwähnt, sondern wieder nur „friedliche Bürger“ genannt. Damit knüpft die offizielle belarusische Erinnerungskultur an die sowjetische Geschichtspolitik an, in der der Holocaust häufig nur implizit präsent war, und meist noch nicht einmal das.

Parallel zur Errichtung des ersten Abschnitts erarbeitete die Geschichtswerkstatt Minsk eine Wanderausstellung über Malyj Trostenez, die seit dem 9. Dezember 2021 auch digital ver-

<sup>19</sup> Astrid Sahn: Holocaust Memorials in the Belarusian Culture of Remembrance. The Issue of Maly Trostenets Death Camp. In: IHRA Series 1 (2015), S. 191–204.

<sup>20</sup> Vgl. dazu die Veröffentlichung der Initiative: Waltraud Barton (Hg.): Maly Trostinec. Den Toten ihre Namen geben. Das Totenbuch der österreichischen Opfer der Shoa in Weißrussland. Wien 2015.

Zusätzlich die Bilder aus der virtuellen Ausstellung „Vernichtungsort Malyj Trostenez. Geschichte und Erinnerung“. Auf: <https://www.trostenez.org/#exhibition-anchor9> (wie Anm. 13).



füßbar ist.<sup>21</sup> In dieser Ausstellung haben Historiker\*innen der Geschichtswerkstatt nicht nur die Geschichte der ermordeten Jüdinnen und Juden sowohl aus Belarus als auch aus dem Deutschen Reich aufgearbeitet, sondern auch die verschlungenen Wege der Erinnerung thematisiert. Eröffnet wurde die Ausstellung 2016 in Hamburg. Im Anschluss wurde sie in dreißig Städten in Belarus, Deutschland, Österreich, der Schweiz und Tschechien gezeigt.

Im Jahr 2017 wurde der zweite Bauabschnitt in Angriff genommen.<sup>22</sup> Er bestand aus zwei Teilen. Der erste Teil war der von dem Künstler und Vorsitzenden des Verbandes der jüdischen Gemeinden in Belarus Leonid Levin geplante „Weg des Todes“, der auch nach Levins Tod im Jahr 2014 weitgehend realisiert wurde. Stilisierte Eisenbahnwaggons und Kofferskulpturen markieren den Weg der aus Deutschland, Österreich und Tschechien deportierten Jüdinnen und Juden von ihrer Ankunft mit dem Zug bis zu ihrer Erschießung. Der Weg, auf den sich die Besucher\*innen in Richtung Blagovščina machen, so wie dies bei der Eröffnung die Präsidenten Lukaschenko, Steinmeier und Van der Bellen taten, lädt zur Identifika-

2 Teil des Gedenkortes an den ehemaligen Erschießungsstätten in Blagovščina von oben

<sup>21</sup> Vgl. die virtuelle Ausstellung „Vernichtungsort Malyj Trostenez. Geschichte und Erinnerung“. Auf: <https://www.trostenez.org/> (wie Anm. 13).

<sup>22</sup> Vgl. Mechthild vom Büchel: Weiterbau der Gedenkstätte Trostenez im Wald von Blagowtschtschina hat begonnen. In: IBB, 20. August 2017.

tion mit den Opfern ein. Insofern stellt der Erinnerungsort Opererfahrungen emphatisch in den Vordergrund. Die offizielle Realisierung des Levinschen Entwurfs integriert Malyj Trostenez in die Topografie europäischer Erinnerungsorte, mit denen vergleichbare Inhalte ins Licht der Öffentlichkeit gerückt werden.<sup>23</sup> Präsident Lukaschenko konnte, indem er sich europäische Erinnerungsanliegen und -konventionen zu eigen machte, den beiden Bundespräsidenten diplomatisch auf Augenhöhe begegnen und auf symbolischer Ebene einen europäischen Gedenkkonsens herstellen. Der Erfolg des Erinnerungsortes verdankte sich auch dem Engagement der zivilgesellschaftlichen Akteur\*innen, etwa aus der Geschichtswerkstatt. Dennoch gab es eine Änderung gegenüber dem ursprünglichen Entwurf von Leonid Levin. Dieser hatte geplant, auf den Wänden der stilisierten Eisenbahnwaggons, die den „Weg des Todes“ nach Blagovščina säumen, die Namen der Deportierten anzubringen. Weil aber die Namen der belarusischen Opfer vielfach nicht bekannt sind, während die der aus dem Deutschen Reich Deportierten über die Listen rekonstruiert werden konnten, wäre nur der deutschen, österreichischen und tschechischen Opfer namentlich gedacht worden. Deswegen hatten die verschiedenen mit der Errichtung der Gedenkstätte betrauten Akteur\*innen sich darauf geeinigt, auf die Nennung der Namen der Ermordeten zu verzichten. Am Ende des „Weges des Todes“ passieren die Besucher\*innen den „Wald der Namen“, der auf die österreichische Initiative „IM-MER“ zurückgeht und mit dem seit 2015 auch an belarusische Opfer gedacht wird.<sup>24</sup>

Der zweite Teil des neueren Bauabschnitts, der 2018 eingeweiht wurde, ist schließlich der Gedächtnisfriedhof Blagovščina, der viel stärker an sowjetische Erinnerungstraditionen angelehnt ist. Aus dem Waldboden hervorgehoben wurden die Umrisse der Massengräber, wie sie die „Außerordentliche Staatliche Kommission“ 1944 skizziert hatte. Diese Grabumrisse knüpfen an die sowjetische Gedenktradition des „Brüdergrabs“ an. Sie evozieren durch ihre schiere Größe und Menge abermals hohe Opferzahlen, wie sie in der sowjetischen Tradi-

<sup>23</sup> Vgl. zum europäischen Gedächtnisort Blagovščina auch Waligorska: *Remembering the Holocaust* (wie Anm. 12), S. 340–344.

<sup>24</sup> Diesen Aspekt macht Aliaksandr Dalhouski in seinem virtuellen Rundgang über das Gelände, der seit 2020 öffentlich zugänglich ist, besonders stark: <https://www.youtube.com/watch?v=5Mg3j9lGQJM> (aufgerufen am 14. Dezember 2021)



tion stets betont wurden. Die Festlegung auf die genauen Umrissse und die Bepflanzung der Ränder mit Rasenflächen versiegelt den Boden, der bisher noch nicht, wie es in der internationalen Holocaustforschung üblich ist, archäologisch ausgewertet wurde. Der Wald von Blagovščina ist kein Archiv mehr, kein Ort der Forschung, wie von belarusischen Historiker\*innen bemängelt wird, sondern ein auf Gedächtnisrituale festgelegter Friedhof.<sup>25</sup>

Vor allem in Österreich mehrten sich die Stimmen jener, die an dem Ort, an dem mehr jüdische Wiener\*innen ermordet wurden als anderswo, nicht auf eine individualisierende Erinnerung verzichten wollten. Sie lösten sich aus der transnationalen Erinnerungsgemeinschaft, die 2018 durch die drei Präsidenten symbolisch vertreten worden war. Am 28. März 2019 weihten Lukaschenko und der damalige österreichische Bundeskanzler Sebastian Kurz das „Massiv der Namen“ ein, in Erinnerung an die über 10 000 österreichischen Jüdinnen und Juden, die nach Malyj Trostenez verschleppt und dort ermordet worden waren.<sup>26</sup> Dieses Mahnmal privilegiert nun die öster-

### 3 Der Wald der Namen

<sup>25</sup> Vgl. ebd.

<sup>26</sup> Kristiane Janecke: Die deutsch-belarussischen Beziehungen im Spiegel des Erinnerungsortes Trostenez. In: Friedrich Kießling, Carolina Roth-

reichischen jüdischen Opfer gegenüber den anderen Opfergruppen; dafür wurde es nicht am Ort der Deportationen, sondern in der Nähe des „Gutes des Kommandeurs“ unweit der „Pforte der Erinnerung“ errichtet.

Die Historiker\*innen der Minsker Geschichtswerkstatt hoffen auf die Realisierung des dritten Bauabschnittes, mit dem in Šaškova ein Informationszentrum entstehen soll. Dieses ist ausersehen, die Infrastruktur für die Bildungsarbeit in Malyj Trostenez bereitzustellen und die Einbindung der Gedenkstätte in das Netzwerk europäischer Erinnerungsorte zu ermöglichen. Damit, so die Hoffnung der belarusischen Historiker\*innen, wäre der Schritt, den Frank-Walter Steinmeier gefordert hat, nämlich „Malyj Trostenez in die europäische Erinnerung zurückzuholen“, getan.<sup>27</sup>

Trotz dieser konkurrierenden Erinnerungsinitiativen, die manches Mal partikulare Gedächtnisgemeinschaften erschaffen, erscheint die heterogene und mit verschiedenen Intentionen aufgeladene Gedenklandschaft in und um Malyj Trostenez als Beispiel für die Möglichkeiten des „multidirektionalen Gedächtnisses“<sup>28</sup>, in dem, wie Michael Rothberg anregt, verschiedene Erinnerungs- und Opfergemeinschaften einander nicht ausschließen, sondern die Perspektiven auf das Geschehen verstärken und bereichern. So bewertet es auch Aliaksandr Dalhouski, der in einem filmischen Rundgang das Gelände und seine Geschichte vorstellt und der allen, die nicht persönlich nach Minsk fahren können, sehr ans Herz gelegt sei:

<https://www.youtube.com/watch?v=5Mg3j9lGQJM>

auge (Hg.): Außenbeziehungen und Erinnerung. Funktionen, Dynamiken, Reflexionen. Berlin 2021, S. 212–228, hier S. 223; vgl. dazu auch Pia Schölnberger, Waltraud Barton: Das Massiv der Namen. Ein Denkmal für die österreichischen Opfer der Shoa in Malyj Trostinez. Wien 2019.

<sup>27</sup> Auch hierfür aufschlussreich der virtuelle Rundgang mit Aleksandr Dalhouski (wie Anm. 24).

<sup>28</sup> Michael Rothberg: Von Gaza nach Warschau. Die Kartierung des multidirektionalen Gedächtnisses. In: Iris Roebing-Grau, Dirk Rupnow (Hg.): „Holocaust“-Fiktion: Kunst jenseits der Authentizität. Paderborn 2014, S. 37–61.

BILDNACHWEIS  
Abb. 1 © Marie Menzel  
Abb. 2 © Geschichtswerkstatt Leonid Lewin in Minsk, Aliaksandr Dalhouski  
Abb. 3 © Waltraud Barton



Magdalena Waligórska und Ina Sorkina

## Rückkehr nach Hause oder „Repatriierung“?

Beweggründe für die Migration bei Holocaustüberlebenden in Belarus nach dem Zweiten Weltkrieg. Eine vergleichende Betrachtung<sup>1</sup>

Tsilah Kopolovits aus Mir war 22 Jahre alt, als sie im Sommer 1944 aus dem Wald von Naliboki, wo sie bei den Bielski-Partisan\*innen Unterschlupf gefunden hatte, in ihr Dorf zurückkehrte. Ein Lastwagen der Roten Armee hatte sie mit nach Mir genommen. Am Ortsrand stieg sie aus, mit Tränen in den Augen und voller Sorge, ob ihr Haus noch stand:

„Ich rannte zu meinem Haus. [...] Ich dachte mir: Wenn es abgebrannt ist, dann bleibe ich nicht in Mir. [...] Aber ich lief hin, und das Haus stand noch. Ich ging hinein. [...] Ich ging also hinein, und das ganze Haus war voller *gojim*. Und [die Bewohnerin] führte mich hinein und sagte zu den *gojim*: ‚Das hier ist die *baleboste* [Eigentümerin] des Hauses.‘ Aber wegen der vielen *gojim* war ich ganz durcheinander und lief davon. Ich lief zu Sonja [eine Freundin und Unterstützerin] [...] [Später am Abend] kam die Frau, die in meinem Haus wohnte [...] und sagte: ‚Tsilah, ich will, dass du bei meiner Tochter schläfst.‘ Das war sehr freundlich von ihr. Ich fragte Sonja: ‚Soll ich mitgehen?‘ Und Sonja sagte: ‚Geh nur, du brauchst keine Angst zu haben. Diese Leute werden dich nicht umbringen.‘ [...] Aber in anderen Orten sagte man: ‚Geh weg, sonst bringen sie dich um. Sag nicht, dass du dein Haus wiederhaben willst.‘ Also wohnte ich wieder in meinem Haus. Sie richtete mir ein Bett her und gab mir ein Kissen und ein [unverständlich]. Sie war sehr freundlich zu

<sup>1</sup> Dieser Aufsatz entstand im Rahmen des Projekts „Mapping the Archipelago of Lost Towns: Post-Holocaust Urban Lacunae in the Polish-Belarusian-Ukrainian Borderlands“ (2020–2022), das von der Gerda-Henkel-Stiftung gefördert wird.

mir. Und ich wohnte in meinem Haus. Die ganze Zeit, die ganze Zeit.“<sup>2</sup>

Tsilah Kopolovits wohnte ein Jahr lang zusammen mit den neuen Bewohner\*innen in ihrem Haus, bis sie sich 1945 zu seinem Verkauf und zur „Repatriierung“ nach Polen entschloss. Die Geschichte ihrer Rückkehr in das belarusische Shtetl nach dem Krieg stellt allerdings eine Ausnahme dar. Tsilah Kopolovits war sich dessen bewusst; sie betonte, dass ihre nichtjüdischen Mitbürger\*innen in Mir sie besser behandelten als das in anderen Ortschaften der Fall war. Doch ihre Geschichte wirft zahlreiche Fragen auf. Wurden zurückkehrende Holocaustüberlebende nach dem Krieg in Belarus freundlicher aufgenommen als anderswo? Falls ja, warum verließen dann zahlreiche Jüdinnen und Juden – selbst jene, die von ihren Nachbarn wohlwollend empfangen worden waren – die Belarussische Sozialistische Sowjetrepublik (BSSR) und gingen nach Polen, wo damals weitaus mehr Gewalt gegen Juden verübt wurde?

Das zentrale Thema der Geschichtsschreibung, die sich mit jüdischem Leben während der unmittelbaren Nachkriegszeit in Polen beschäftigt, ist die antisemitische Gewalt, der zwischen 1944 und 1947 Schätzungen zufolge 1000 bis 1500 Jüdinnen und Juden zum Opfer fielen und die in Polen weitaus stärker ausgeprägt war als in allen anderen europäischen Ländern.<sup>3</sup> Das prominenteste Ereignis ist das Pogrom von Kielce vom Juli 1946, doch vielerorts im befreiten Polen, vor allem in kleineren Städten, kamen jüdische Überlebende zu Tode, durch Nachbar\*innen, die ihre Häuser und Grundstücke in Besitz genommen hatten, durch Banden, die Züge ausraubten, oder durch antikommunistische Partisan\*innen.<sup>4</sup> Zwar gibt es mehrere Erklärungen für diese Ausbrüche von Gewalt, doch

<sup>2</sup> Tsilah Zakchaim (geb. Kopolovits): Interview vom 18. November 1996. Visual History Archive (VHA) der USC Shoah Foundation.

<sup>3</sup> Jan Tomasz Gross: *Fear. Anti-Semitism in Poland after Auschwitz. An Essay in Historical Interpretation*. Princeton 2006, S. 35; David Engel: *Patterns of Anti-Jewish Violence in Poland 1944–1946*. In: *Yad Vashem Studies* 26 (1998), S. 43–85.

<sup>4</sup> Zum Pogrom von Kielce siehe Joanna Tokarska-Bakir: *Pod klątwą. Społeczny portret Pogromu Kieleckiego*. Warschau 2018; Ausführliche Beispiele für Gewalt in der Nachkriegszeit in Polen finden sich in Engel: *Patterns of Anti-Jewish Violence* (wie Anm. 3); Gross: *Fear* (wie Anm. 3); Anna Cichopek-Gajraj: *Beyond Violence. Jewish Survivors in Poland and Slovakia 1944–48*. Cambridge 2014; Julian Kwiek: *Nie chcemy Żydów u siebie. Przejawy wrogości wobec Żydów w latach 1944–1947*. Warschau 2021.

fast alle Forscher\*innen sind sich einig, dass Polen in der Nachkriegszeit für jüdische Überlebende kein sicheres Terrain darstellte und dass Gewalt gegen Jüdinnen und Juden der Hauptauslöser für ihre massenhafte Emigration aus Polen war.<sup>5</sup>

Zwar ist die Gewalt gegen Jüdinnen und Juden in der UdSSR der Nachkriegszeit noch nicht systematisch erforscht, doch weisen die vorliegenden Arbeiten darauf hin, dass in der Ukraine und in Belarus vergleichsweise wenig Gewaltverbrechen gegen jüdische Menschen verübt wurden.<sup>6</sup> Das alles beherrschende Narrativ hinsichtlich des Dilemmas, in dem sich Jüdinnen und Juden nach dem Krieg befanden, ist dennoch jenes eines massenhaften Exodus. Hierzu zählen die Binnenmigration vom Land in sowjetische Großstädte,<sup>7</sup> die sogenannte „Repatriierung“ nach Polen<sup>8</sup> sowie die Auswanderung nach Birobidschan (das jüdische Autonome Gebiet, das 1934 im

<sup>5</sup> Gross: Fear (wie Anm. 3); Joanna Tokarska-Bakir: Cries of the Mob in the Pogroms in Rzeszów (June 1945), Cracow (August 1945), and Kielce (July 1946) as a Source for the State of Mind of the Participants. In: *East European Politics and Societies* 25, 3 (2011), S.553–574; Tokarska-Bakir: Pod klątwą (wie Anm. 4); Dariusz Stola: The Polish Debate on the Holocaust and the Restitution of Property. In: Martin Dean, Constantin Goschler, Philipp Ther (Hg.): *Robbery and Restitution. The Conflict over Jewish Property in Europe*. New York 2007, S.240–55; Jan Grabowski, Dariusz Libionka (Hg.): *Klucze i kasa. O mieniu żydowskim w Polsce pod okupacją niemiecką i we wczesnych latach powojennych, 1939–1950*. Warschau 2014.

<sup>6</sup> Oleksandr J. Najman: *Istoriya evreiv Ukrainy*. Kiev 2005; Michail Micel': *Obščiny judejskogo veroispovedanija v Ukraine* (Kiev, Lvov: 1945–1981). Kiev 1998; Michail Micel' (Hg.): *Evrei Ukrainy v 1943–1953 gg. Očerki dokumentirovannoj istorij*. Kiev 2004, S.21, S.24–26 und 86f.; Leonid Smilovickij: *Evrei Belarusi. Do i posle Cholokosta. Sbornik izbrannyh statej*. Jerusalem 2020; Natalia Aleksium: *Returning from the Land of the Dead. Jews in Eastern Galicia in the Immediate Aftermath of the Holocaust*. In: *Jewish History Quarterly* 2 (2013), S.257–71; Elissa Bemporad: *Legacy of Blood. Jews, Pogroms, and Ritual Murder in the Lands of the Soviets*. Oxford 2019.

<sup>7</sup> Leonid Smilovitsky: *Jews under Soviet Rule. Attempts by Religious Communities to Renew Jewish Life during the Postwar Reconstruction Period*. In: *Cahiers du monde russe* 2, 3 (2008), S.478 und S.505; Allan L. Kagedan: *Revival, Reconstruction or Rejection. Soviet Jewry in the Postwar Years 1944–1948*. In: Yakov Ro'i (Hg.): *Jews and Jewish Life in Russia and the Soviet Union*. Ilford 1995, S.196f.

<sup>8</sup> Albert Kaganovitch: *Stalin's Great Power Politics. The Return of Jewish Refugees to Poland and Continued Migration to Palestine 1944–1946*. In: *Holocaust and Genocide Studies* 26, 1 (2012), S.59–94; Anatol Vjaliki: *Na razdarožžy. Bielarusy i paljaki ū čas perasjalennja 1944–1946*. Minsk 2004; Gennady Estraiikh: *Escape Through Poland*. In: *Jewish History* 21, 3 (2018), S.291–317; Eliyana Adler: *Survival on the Margins. Polish Jewish Refugees in the Wartime Soviet Union*. Cambridge 2020.

Fernen Osten der Sowjetunion gegründet wurde).<sup>9</sup> Diese Routen jüdischer Emigration sind vergleichsweise gut erforscht; über die Beweggründe, die zu den jeweiligen Entscheidungen führten, ist jedoch noch wenig bekannt.<sup>10</sup>

Dieser Aufsatz stützt sich auf Untersuchungen zweier Orte im Westen von Belarus: Iwje (Einwohnerzahl 1939: 5000, davon 76 Prozent Jüdinnen und Juden) sowie Mir (6000, davon 60 Prozent Jüdinnen und Juden). Es soll nachgezeichnet werden, welche Gründe jüdische Überlebende aus belarusischen Shtetlech dazu bewogen, entweder in ihre Heimorte zurückzukehren oder sie, auf der Suche nach Sicherheit und besseren Lebensbedingungen, zu verlassen.<sup>11</sup> Im Folgenden sollen die Frage der Sicherheit von Leib und Leben, die Chancen zu sozialem Aufstieg und andere Faktoren erörtert werden, die zum Gehen respektive Bleiben führten, und es soll beleuchtet werden, wie Jüdinnen und Juden die entsprechenden Entscheidungen trafen, sowohl jene, die ihre Heimat verließen, als auch jene, die sich entschlossen, zu bleiben – zumindest bis auf Weiteres. Dabei wollen wir auch das Paradox thematisieren, das darin liegt, dass die große Mehrheit der Jüdinnen und Juden, die den Krieg auf sowjetischem Territorium überlebt und vor 1939 die polnische Staatsangehörigkeit besessen hatten, nach Polen ging, wo nach dem Krieg mehr Gewalt gegen Jüdinnen und Juden herrschte als in der Sowjetunion und auch mehr jüdische Menschen ermordet wurden.

### Gründe zu bleiben, Gründe zu gehen

Wenn Albert Kaganovitch mit seiner vorsichtigen Schätzung richtig liegt, lebten während des Krieges etwa 300 000 polnische Juden auf unbesetztem sowjetischem Hoheitsgebiet,<sup>12</sup> Ende der 1940er Jahre kehrten über 230 000 von ihnen als „repatriierte“ Zivilist\*innen in das sozialistische Polen zurück,<sup>13</sup>

<sup>9</sup> Micel': *Evrei Ukrainy* (wie Anm. 6), S. 209; Albert Stankowski: *Nowe spojrzenie na statystyki dotyczące emigracji Żydów z Polski po 1944 roku*. In: Grzegorz Berendt, August Grabski, Albert Stankowski (Hg.): *Studia z historii Żydów w Polsce po 1945 roku*. Warschau 2000, S. 103–151.

<sup>10</sup> Micel': *Evrei Ukrainy* (wie Anm. 6), S. 20f.; Smilovickij: *Evrei Belarusi* (wie Anm. 6), S. 93–95; Uladzimir Snapkoŭski: *Zniešniepalityčnaja dziejnasć Bielarusi 1944–1953*. Minsk 1997.

<sup>11</sup> Shmuel Spector (Hg.): *The Encyclopedia of Jewish Life Before and During the Holocaust*. Jerusalem 2001.

<sup>12</sup> Kaganovitch: *Stalin's Great Power Politics* (wie Anm. 8), S. 75.

<sup>13</sup> Estraiikh: *Escape Through Poland* (wie Anm. 8), S. 292.

im Zuge der zweiten Repatriierungswelle Ende der 1950er Jahre kamen noch einmal über 18 000;<sup>14</sup> zwischen 2000 und 20 000 Juden kehrten als Soldaten der Berling-Armee nach Polen zurück;<sup>15</sup> und eine unbekannte Anzahl machte sich auf eigene Faust auf den Weg. Dennoch blieben wohl, wie Gennady Estraiikh vermutet, Zehntausende Jüdinnen und Juden, die zuvor in Polen gelebt hatten, in der Sowjetunion, und auch hier kommen unterschiedlichste Faktoren zum Tragen.<sup>16</sup> 1959 lebten laut Volkszählung noch immer 150 000 Jüdinnen und Juden in der Belarussischen Sozialistischen Sowjetrepublik (BSSR).<sup>17</sup> Auffällig ist dabei die ungleiche Verteilung der jüdischen Bevölkerung auf den Westen und den Osten des Landes. Nur etwa zehn Prozent der jüdischen Bevölkerung lebte in den westlichen Bezirken; im Bezirk Gomel' (Homel) betrug der Anteil der jüdischen Bevölkerung 3,3 Prozent, im Bezirk Grodno (Hrodna) lag er bei nur 0,3 Prozent.<sup>18</sup>

Die vorliegende Forschung liefert zwar einige Hinweise für die häufigsten Gründe, weshalb Jüdinnen und Juden, die vor dem Krieg die polnische Staatsbürgerschaft besessen hatten, die UdSSR verließen, doch systematische und wirklich aussagekräftige Arbeiten zu diesem Thema fehlen noch. Eliyana Adler, die in ihrer wegweisenden Studie über die Kriegserfahrungen polnisch-jüdischer Flüchtlinge in der Sowjetunion diese oftmals vergessene Gruppe in den Zusammenhang der Holocaustforschung stellt, weist darauf hin, dass allein 70 000 polnische Jüdinnen und Juden in Arbeitslager ins Landesinnere der Sowjetunion deportiert wurden, wodurch ihre Loyalität gegenüber der UdSSR massiven Schaden nahm.<sup>19</sup> Außerdem betont sie, dass chassidische Jüdinnen und Juden sowie jidische Kulturschaffende die Sowjetunion verlassen wollten, weil sie in der Ausübung ihrer Religion eingeschränkt waren und Repressionen fürchteten.<sup>20</sup> Auch unter engagierten Zio-

<sup>14</sup> Adler: *Survival on the Margins* (wie Anm. 8), S. 237.

<sup>15</sup> Ebd.; Mark Edele, Wanda Warlik: *Saved by Stalin? Trajectories of Polish Jews in the Soviet Second World War*. In: Mark Edele, Sheila Fitzpatrick, Atina Grossmann (Hg.): *Shelter from the Holocaust: Rethinking Jewish Survival in the Soviet Union*. Detroit 2017, S. 118.

<sup>16</sup> Estraiikh: *Escape Through Poland* (wie Anm. 8), S. 292. See also Kaganovitch: *Stalin's Great Power Politics* (wie Anm. 8), S. 75.

<sup>17</sup> Smilovickij: *Evrei Belarusi* (wie Anm. 6), S. 95.

<sup>18</sup> Piotr Eberhardt: *Przemiany narodowościowe na Białorusi*. Warschau 1994, S. 114.

<sup>19</sup> Adler: *Survival on the Margins* (wie Anm. 8), S. 111 und S. 225.

<sup>20</sup> Ebd.; S. 228. Mehr über die Einschränkungen jüdischen religiösen Le-

nist\*innen herrschte ein starkes Bestreben, die UdSSR respektive Polen zu verlassen.<sup>21</sup> Leonid Smilovickij führt darüber hinaus einen Mangel an Sicherheit an, vor allem in ländlichen Gegenden, wo ehemalige Nazikollaborateur\*innen, die die Rückkehr von überlebenden Zeugen fürchteten, „Juden davon abhielten, in ihre Heimortorte zurückzukehren“<sup>22</sup>. Die Hauptursache dafür, dass Jüdinnen und Juden in der Nachkriegszeit aus der Sowjetunion sowie Polen emigrierten, wird also in der Angst vor Gewalt und/oder Repressionen gesehen.<sup>23</sup>

Die Gründe für einen Verbleib standen dagegen bislang deutlich weniger im Fokus der Aufmerksamkeit und sind oftmals auch komplexer. Gennady Estraiikh nennt mit Blick auf die zweite Welle der „Repatriierung“ von Jüdinnen und Juden aus der Sowjetunion in den 1950er Jahren etliche Faktoren, die gewichtige Argumente gegen eine Auswanderung darstellten, wie etwa die Ehe mit einem nichtjüdischen Partner oder einer nichtjüdischen Partnerin, eine zufriedenstellende berufliche Position oder Pensionsansprüche, die mit einer Emigration erloschen wären.<sup>24</sup> Edele und Warlik ergänzen, dass deutlich mehr als 3000 polnische Jüdinnen und Juden, die das Recht auf eine „Repatriierung“ gehabt hätten, keine Ausreisegenehmigung erhielten, in der Regel, weil sie ihre polnische Staatsangehörigkeit nicht nachweisen konnten. Andere bemühten sich gar nicht erst um eine Genehmigung, und zwar aufgrund ihres „Klassenbewusstseins“ sowie der Annahme, dass ihnen die Sowjetunion mehr Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs bot.<sup>25</sup> Rykała weist darauf hin, dass viele polnische Jüdinnen und Juden, die vor der Emigration zurückschreckten, die harschen

bens in der Sowjetunion findet sich in: Mordechai Altshuler, Saadya Sternberg: Religion and Jewish Identity in the Soviet Union 1941–1964. Waltham, Mass. 2012.

<sup>21</sup> Feliks Akerman [= Felix Ackermann]: *Historyja Harodni 1919–1991. Nacyjanalizacyja, vyniščén'nie i savietyzacyja siarednieeŭrapskaha mesta*. Minsk 2021, S.293.

<sup>22</sup> Smilovickij: *Evrei Belarusi* (wie Anm. 6), S. 126.

<sup>23</sup> Andrzej Rykała: *Przemiany sytuacji społeczno-politycznej mniejszości żydowskiej w Polsce po drugiej wojnie światowej*. Łódź 2007, S.203; Ewa Węgrzyn: *Wyjeżdżamy! Wyjeżdżamy? Alija gomułkowska 1965–1960*. Krakau 2016, S. 141–158.

<sup>24</sup> Estraiikh: *Escape Through Poland* (wie Anm. 8), S.311; Ewa Węgrzyn verweist auf ähnliche Gründe, die polnische Juden nach 1956 von einer Emigration nach Israel abhielten. *Węgrzyn: Wyjeżdżamy! Wyjeżdżamy?* (wie Anm. 23), S. 158.

<sup>25</sup> Edele, Warlik: *Saved by Stalin?* (wie Anm. 15), S. 122.

Lebensbedingungen in Israel fürchteten.<sup>26</sup> Die Gründe, die polnische Jüdinnen und Juden zur Emigration trieben oder sie davon abhielten, waren also vielfältig: persönliche Gründe, frühere Erfahrungen sowie die aktuellen politischen Entwicklungen zu beiden Seiten der polnisch-sowjetischen Grenze und andernorts.

## Gewalt

Betrachten wir zunächst das Bedürfnis nach persönlicher Sicherheit – eines der grundlegendsten menschlichen Bedürfnisse überhaupt. Zwar gibt es noch immer keine aussagekräftigen Statistiken über antisemitische Gewalt gegen jüdische Menschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in ihre Heimatorte auf sowjetischem Gebiet zurückkehrten, doch weist die vorliegende Forschung darauf hin, dass es ein gewisses Maß an Gewalt gegen Jüdinnen und Juden gab, obwohl, wie Franziska Exeler anführt, „der sowjetische Staat schon bald erfolgreich Gewalthandlungen von Seiten nichtstaatlicher Akteure unterband“. Die unmittelbaren Nachkriegsjahre sind eine Grauzone, eine weitgehend unerforschte Zeit, möglicherweise wurde ethnisch motivierte Gewalt damals in der schwammigen Kategorie „Banditentum“ erfasst.<sup>27</sup> Auch Smilovickij führt aus, dass Jüdinnen und Juden, die an ihre früheren Wohnorte in der BSSR zurückkehrten, Angst vor Auseinandersetzungen mit jenen hatten, die ihre Häuser geplündert oder in Besitz genommen hatten.<sup>28</sup> Sheila Fitzpatrick ist sogar der Ansicht, dass im westlichen Belarus und in der Ukraine in den Nachkriegsjahren das Ausmaß von Antisemitismus „vergleichbar mit der besser erforschten Situation in Polen“ gewesen sei; der einzige Grund, warum diese „ausgeprägte Feindseligkeit“ nicht in massenhafte Gewalt umschlug, sei die Tatsache gewesen, dass die sowjetischen Behörden sie „erfolgreicher unter Kontrolle hielten“.<sup>29</sup> Die vorliegende Literatur über die Sowjetunion der

<sup>26</sup> Rykała: *Przemiany sytuacji społeczno-politycznej mniejszości* (wie Anm. 23), S. 201.

<sup>27</sup> Franziska Exeler: *What Did You Do During the War? Personal Responses to the Aftermath of Nazi Occupation*. In: *Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History* 17 (2016), S. 821.

<sup>28</sup> Smilovickij: *Evrei Belarusi* (wie Anm. 6), S. 137.

<sup>29</sup> Sheila Fitzpatrick: *Annexation, Evacuation, and Antisemitism in the Soviet Union 1939–1946*. In: Mark Edele, Sheila Fitzpatrick, Atina Grossmann (Hg.): *Shelter from the Holocaust: Rethinking Jewish Survival in the Soviet Union*. Detroit 2017, S. 143f.

Nachkriegszeit belegt eindeutig einen mehr oder weniger offenen Antisemitismus, der seinen Höhepunkt während der antisemitischen Kampagnen der späten 1940er und frühen 1950er Jahre erreichte; was das Ausmaß der Gewalttaten angeht, scheint sich die Lage in der UdSSR jedoch deutlich von der Situation in Polen zu unterscheiden.<sup>30</sup> Pogrome wie jenes 1945 in Kiev oder die Verleumdungen wegen angeblichen Mordes im selben Jahr in L'viv blieben auf sowjetischer Seite Einzelergebnisse.<sup>31</sup>

Holocaustüberlebende aus der BSSR berichten, dass sie von Gewalthandlungen wussten, und aus ihren Erzählungen spricht auch die Angst, die sie bei ihrer Rückkehr begleitete. Tsilah Kopolovits fühlte sich bei ihrer Rückkehr nach Mir bedroht, auch wenn sie betont, dass in ihrem Dorf keine Jüdinnen oder Juden umgebracht wurden.<sup>32</sup> Allen Small, ein Überlebender aus Iwje, berichtet allerdings vom Mord an Betzalel Ginsburg, einem vormaligen jüdischen Partisanen, der sich kurz nach der Befreiung im nahegelegenen Dorf Dokudowo ereignete.<sup>33</sup> In einem Archiv findet sich auch ein Bericht darüber, wie in Iwje im April 1945 ein jüdischer Überlebender aus antisemitischen Motiven verprügelt wurde.<sup>34</sup>

Doch auch wenn die Jüdinnen und Juden, die aus ihren Unterschlüpfen oder von den Orten ihrer Evakuierung in ihre Wohnungen im westlichen Belarus zurückkehrten, in Furcht lebten, war das Ausmaß antijüdischer Gewalt, die zur selben Zeit in Polen verübt wurde, für die Betroffenen weitaus bedrückender. Chaja Movshovitz aus Iwje wurde 1946 aus einem Arbeitslager im Landesinneren von Russland entlassen

<sup>30</sup> Smilovickij: *Evrei Belarusi* (wie Anm. 6), S.107–116; Micel': *Evrei Ukrainy* (wie Anm. 6), S. 120–122; Jurij Šapoval: *Borot'ba proty „bezridnoho kosmopolityzmu“ i sprava Evreiskoho antifašysts'koho komitetu*. Kiev 2001, S.208–251; Mordechaj Altshuler, Saadya Sternberg: *Religion and Jewish Identity in the Soviet Union* (wie Anm. 20), S.59–80; Arno Lustiger: *Rotbuch. Stalin und die Juden*. Berlin 1998.

<sup>31</sup> Bemporad: *Legacy of Blood* (wie Anm. 6), S. 121–125; Micel': *Evrei Ukrainy* (wie Anm. 6), S. 63–69.

<sup>32</sup> Zakchaim: VHA (wie Anm. 2).

<sup>33</sup> Allen Small: Telefoninterview mit Magdalena Waligórska, 4. 11. 2021. Der Bericht über den Mord wurde vom Neffen des Opfers, Howard Ginsburg, bestätigt (Telefoninterview mit Magdalena Waligórska, 2. 11. 2021).

<sup>34</sup> Im April 1945 beschwerte sich T. Elenberg, der Leiter der Gemeinschaftsküche von Iwje, beim Parteikomitee des Bezirks über den Leiter der örtlichen Polizei, Nikolaj Kurassov, der ihn als „kike“ und „deutschen Spion“ beschimpft sowie „geduldet habe, dass man ihn verprügelte“. Sitzungsprotokolle des Büros des Distriktkomitees: 1945. *Dziaržaŭny archiŭ hramadskich abjadnanniaŭ Hrodzienskaj voblasti DAHA*, 2460/1/25, S.44.



und reiste daraufhin nach Polen. Sie berichtet davon, dass Polen den Zug mit Gegenständen bewarfen und Jüdinnen und Juden beschimpften, wenn der Zug in Bahnhöfen hielt.<sup>35</sup> Es gibt auch Belege dafür, dass Jüdinnen und Juden, die schon 1945 von der Sowjetunion nach Polen „repatriert“ worden waren, von den Gewalthandlungen auf polnischem Territorium wussten. Als Tsilah Kopolovits im Juli 1945 in Mir den Zug bestieg, der sie nach Polen bringen sollte, warnte man sie und sagte ihr, sie solle sich in Acht nehmen, sobald der Zug die Grenze überquert habe:

„Wir gingen zum Bahnhof. Da waren schon viele Leute. [...] Man sagte uns: Wenn ihr nach Białystok kommt, eine Stadt in Polen, dann macht die Türen nicht auf. Die Polen hämmern gegen die Türen, sie haben Pistolen, sie schlagen die Juden und bringen sie um. Die Leute wussten das schon.“<sup>36</sup>

Auch Allen Small aus Iwje erinnert sich an eine solche Warnung. Ein Leutnant der Roten Armee, der mitbekam, dass Small mit dem Gedanken an eine „Repatriierung“ spielte, warnte ihn vor den Polen mit den Worten: „*Oni ubijut tebja.*“ (*Die bringen dich um.*)<sup>37</sup> Da die problematische Situation der Juden in Polen also offenbar bekannt war, erscheint es paradox, dass sich dennoch so viele Juden, die sich zum Zeitpunkt der Befreiung auf sowjetischem Boden befanden, auf den Weg nach Polen machten und sich damit unmittelbarer Gefahr aussetzten. Um das zu verstehen, muss man auch andere Faktoren betrachten, die die Migrationsentscheidungen von Jüdinnen und Juden ebenfalls beeinflussten.

### Leben auf dem „jüdischen Friedhof“

Einer dieser Gründe war das Anliegen, sich um die Massengräber zu kümmern sowie das Andenken an jüdisches Leben zu bewahren, und zwar gerade an den Orten, an denen die jüdische Bevölkerung fast gänzlich ausgelöscht worden war. Die Vorstellung, dass Polen und die BSSR einen riesigen „jüdi-

<sup>35</sup> Bernie Kesler: Zoom-Interview mit Magdalena Waligórska, 26.10.2021.

<sup>36</sup> Zakchaim: VHA (wie Anm. 2).

<sup>37</sup> Small: Telefoninterview (wie Anm. 33).



1 Das Haus von Maj-siej Koščar nach dem Krieg in Iwje

schen Friedhof“ darstellten, bedeutete für manche der überlebenden Juden, dass es unmöglich war, dort wieder jüdisches Leben aufzubauen; andere dagegen fühlten sich verpflichtet, an diesen Orten zu bleiben, um die verbliebenen Spuren jüdischen Lebens zu erhalten, selbst wenn das bedeutete, nur noch Massengräber vor dem Vergessen zu bewahren.

Diese Massengräber waren die wichtigsten symbolischen Orte, die die Überlebenden besuchten, „heilige Stätten“, die sie aufsuchten, bevor sie auswanderten.<sup>38</sup> Für jene Jüdinnen und Juden, die emigrierten, war es nicht leicht, die Gräber ihrer Familien und Freund\*innen zurückzulassen, und jene, die sich dazu entschlossen, an ihren Heimatorten zu bleiben, taten das auch, weil sie es als notwendig ansahen, sich um die Massengräber zu kümmern. Majsiej Koščar, der nach dem Krieg in Iwje bleiben wollte, war der Ansicht, dass „jemand das Andenken bewahren musste“.<sup>39</sup> Auch Baran Lazaravitsch blieb in Iwje, weil „Gräber das Einzige waren, was ihm noch geblieben war“.<sup>40</sup> Für andere war dagegen die Nähe der Mas-

<sup>38</sup> Arie Medved in Gierc Bejgiel: *Mayn shtetele Berezna*. Tel Aviv 1954, S. 124; Dvora Rokovitch-Resel in Nachman Blumental: *Sefer Mir*. Jerusalem 1962, S. 648.

<sup>39</sup> Tamara Baradach: Zoom-Interview mit Ina Sorkina, 6.4.2021.

<sup>40</sup> Lena Bondar: Zoom-Interview mit Ina Sorkina, 13.6.2021.



2 Der Holocaustüberlebende Majsiej Košcar mit seiner Familie nach dem Krieg in Iwje

sengräber gerade der Grund, um wegzugehen. Im *yizkor bukh* (Gedenkbuch) von Iwje schreibt Schmuël Geller, dass er anfang, über das Auswandern nachzudenken, weil er „die Atmosphäre, die die Massengräber verbreiteten, nicht mehr aushielt“.<sup>41</sup> Samuel Katz aus Iwje berichtet, dass die Erkenntnis dessen, dass „all unsere Liebsten vor den Toren der Stadt begraben lagen“, einer der Gründe waren, die ihn und seine Schwester zur Emigration bewogen hatten.<sup>42</sup> Die unmittelbare Nähe von Orten, an denen Verbrechen des Holocaust begangen worden waren, stellte für Jüdinnen und Juden in Belarus eine fortwährende Erinnerung an eine traumatische Vergangenheit dar, die viele hinter sich lassen wollten.

### Wirtschaftliche Perspektiven und soziale Mobilität

Während die einen sich der Vergangenheit zuwandten, blickten die anderen in die Zukunft. Obwohl sie ihren Besitz verloren hatten, und trotz der allgemeinen Armut und der Kriegsschäden, hatten Jüdinnen und Juden in Belarus gute Aussichten

<sup>41</sup> Shmuël Geller: Zitiert in Moshe Kahanovich: *Sefer zikaron li-kehilat Ivje*. Tel Aviv 1968, S. 630.

<sup>42</sup> Samuel Katz: VHA, 26. 6. 1996.

darauf, ihre wirtschaftliche Situation zu verbessern, da alle den gleichen Zugang zum Arbeitsmarkt hatten und es keinen institutionellen Antisemitismus gab.<sup>43</sup> Während für Holocaustüberlebende in Polen nach dem Krieg die Arbeitslosigkeit, oftmals bedingt durch Diskriminierung, eines der drängendsten Probleme darstellte – in manchen Städten im Bezirk Warschau hatte nur knapp ein Viertel der registrierten Jüdinnen und Juden Arbeit –, war die Situation in der UdSSR besser.<sup>44</sup> Wie Leonid Smilovickij berichtet, waren jüdische Fachleute in den unmittelbaren Nachkriegsjahren äußerst gefragt. 1946 waren 6,1 Prozent der Führungskräfte in Belarus Jüdinnen und Juden, etwa Funktionär\*innen in Partei und Regierung, Filialleiter\*innen der Staatsbank, Direktor\*innen von Bildungseinrichtungen und Unternehmen oder Leiter\*innen von Schulämtern und Gesundheitsämtern.<sup>45</sup> Im akademischen Jahr 1946/47 waren in Belarus 47,5 Prozent der Universitätsdozent\*innen und knapp ein Fünftel der Studierenden Juden.<sup>46</sup>

Ähnliches lässt sich in den ländlichen Gegenden beobachten. Dokumente aus den Archiven von Mir und Iwje weisen darauf hin, dass Jüdinnen und Juden unter Fach- und Führungskräften stark vertreten waren. Der Tierarzt Efim Kutsharew aus Mir fand nach der Rückkehr an seinen Heimatort nicht nur sofort eine Stelle, sondern wurde auch von einer anderen Gemeinde als Spezialist hinzugezogen.<sup>47</sup> In den unmittelbaren Nachkriegsjahren standen Jüdinnen und Juden an der Spitze zahlreicher Einrichtungen in Mir, darunter dem Krankenhaus, der örtlichen Handelskooperative (*RayTorg*), der Versorgungseinrichtung der Gemeinde (*RayKomKhoz*) und der Gemeinschaftsküche. Auch der örtliche Staatsanwalt und der Sekretär der Parteiorganisation des Gesundheitsamtes des Bezirks waren jüdisch.<sup>48</sup> In Iwje standen Jüdinnen und Juden an der Spitze der Filiale der Staatsbank, des Büros für landwirt-

<sup>43</sup> Adler: *Survival on the Margins* (wie Anm. 8), S.237.

<sup>44</sup> Alina Skibińska hat einige Statistiken zusammengestellt, die Auskunft über den Arbeitsmarkt in den ersten Nachkriegsjahren in den Städten des Bezirks Warschau geben. Siehe Alina Skibińska: *Powroty ocalałych. Z tomu. Prowincja noc Życie i zagłada Żydów w dystrykcie warszawskim*. Warschau 2007, S.556f.

<sup>45</sup> Smilovickij: *Evrei Belarusi* (wie Anm. 6), S.97.

<sup>46</sup> Ebd., S.105f.

<sup>47</sup> Distriktkomitee der KP(b)B von Mir: *Memoranden, Informationen über Landwirtschaft, Arbeit in den Parteiorganisationen, Personal des Distriktkomitees der Partei*, 8.8.1944 – 20.12.1945. 1/3, S.24.

<sup>48</sup> DAHA Hrodna: 2190/1/6, S.19; Ebd.: 13, S.1f; Ebd.: 25, S.9; Ebd.: 44, S.27.

schaftliche Beschaffung (SelPO), des Industriekomplexes, der Stelle für Wiederverwertung, der Druckerei und der Gerberei. Auch der stellvertretende Leiter der regionalen Finanzbehörde, der Notar, der Sekretär des regionalen Exekutivkomitees, der Direktor des Waisenhauses, der Leiter der Krankenambulanz sowie der Vertreter des Distriktkomitees des Komsomol waren jüdisch.<sup>49</sup> Derartige Positionen wurden vor allem an Jüdinnen und Juden vergeben, die zuvor als Soldaten an der Front oder als Partisan\*innen gekämpft hatten.

Jüdinnen und Juden, die Soldaten oder Partisan\*innen gewesen waren, wurden auch für die Polizei und den Geheimdienst rekrutiert. Am 1. Januar 1947 waren in der BSSR 4,4 Prozent der Beschäftigten in solchen Organisationen jüdisch.<sup>50</sup> Smilovickij berichtet, dass die staatlichen Organe auf jüdische Funktionär\*innen setzten. Diese sahen sie als zuverlässig an und versprachen sich von ihnen die Aufrechterhaltung der Ordnung, die Bekämpfung von Kriminalität und das Aufspüren ehemaliger Nazikollaborateure.<sup>51</sup> Zahlreiche Jüdinnen und Juden, die in den Staatsdienst gingen, taten dies nicht zuletzt, weil sie die Täter\*innen vor Gericht bringen wollten, die Gewalt gegen Jüdinnen und Juden verübt und jüdischen Besitz geplündert hatten.<sup>52</sup> Allerdings wurden jüdische Polizisten und Funktionäre des Volkskommissariats für innere Angelegenheiten (NKWD) sowohl von Seiten der Bevölkerung als auch seitens nichtjüdischer Kolleg\*innen misstrauisch beäugt, weil man ihnen unterstellte, sie bevorzugten „ihresgleichen“.<sup>53</sup> Natürlich bot sich Jüdinnen und Juden im Staatsdienst, ebenso wie ihren nichtjüdischen Kolleg\*innen, hin und wieder die Gelegenheit, Mitglieder ihrer Gemeinschaft zu unterstützen. Sie halfen zurückkehrenden Jüdinnen und Juden, ihren Besitz wiederzuerlangen, Arbeit zu finden, so viele Lebensmittelkarten zu bekommen, wie ihnen zustanden, und sich gegen Antisemitismus zur Wehr zu setzen.<sup>54</sup> Gleichzeitig

<sup>49</sup> Ebd.: 2460/1/2, S. 7; Ebd.: 3, S. 49–60; Ebd.: 10, S. 72; Ebd.: 68, S. 13.

<sup>50</sup> Smilovickij: *Evrei Belarusi* (wie Anm. 6), S. 252.

<sup>51</sup> Ebd., S. 260.

<sup>52</sup> Allein in Iwje fanden vier ehemalige jüdische Partisanen Arbeit bei der örtlichen Außenstelle des NKWD. Siehe Smilovickij: *Evrei Belarusi* (wie Anm. 6), S. 269. Zu Berichten über Juden, die in den Dienst der staatlichen Sicherheitsbehörden traten, weil sie Vergeltung wollten, siehe Small: VHA (wie Anm. 33), 5. 10. 1995.

<sup>53</sup> Smilovickij: *Evrei Belarusi* (wie Anm. 6), S. 260.

<sup>54</sup> Chodosz: VHA, 14. 1. 1996; Small: VHA (wie Anm. 33); Yitzak Melamed: Telefoninterview mit Magdalena Waligórska, 8. 10. 2021.

war es für Jüdinnen und Juden schwierig, befördert zu werden, und sie wurden oftmals Opfer antisemitischer Diskriminierung.<sup>55</sup>

Abgesehen von einer Anstellung in der öffentlichen Verwaltung und bei den Sicherheitsorganen des Staates bot das System der UdSSR Jüdinnen und Juden uneingeschränkten, manchmal sogar privilegierten Zugang zu höherer Bildung. Als sich Marija Gil'movskaja und Sara Lander aus Mir, die beide in Partisanenverbänden aktiv gewesen waren, an der Medizinischen Hochschule in Minsk beziehungsweise der Technischen Universität in Leningrad bewarben, wurden sie bevorzugt behandelt.<sup>56</sup> Natürlich kamen nicht alle Jüdinnen und Juden in den Genuss der besonderen Privilegien, die ehemaligen Widerstandskämpfer\*innen zuteilwurden, und all jene, die sich entschlossen, in der Sowjetunion zu bleiben, mussten schon bald feststellen, dass ihnen ihre ethnische Zugehörigkeit bei der Suche nach einer guten Stelle oder der Bewerbung um einen Studienplatz häufig im Weg stand.<sup>57</sup>

### Die Politik der Sowjetunion

Zwar verschaffte das Sowjetregime den jüdischen Überlebenden ein Gefühl der Sicherheit und eröffnete ihnen gewisse berufliche Möglichkeiten, doch brachte es auch Einschränkungen mit sich, Repressionen sowie staatlichen Antisemitismus, was dazu führte, dass zahlreiche Jüdinnen und Juden dem sowjetischen Modell zumindest ambivalent gegenüberstanden. Insbesondere für jüdische Unternehmer\*innen hatte das sowjetische System schwerwiegende Nachteile. Tsiporah Singer aus Iwje musste erleben, wie ihr Familienunternehmen mit- samt ihrem Haus verstaatlicht wurde und ihr Vater verhaftet und in ein Lager nach Baranawitschy gebracht wurde.<sup>58</sup> Berko (Beryl) Bakszt, dessen Schuhfabrik in Iwje gleichfalls verstaatlicht wurde, versteckte in den Nächten seine Kinder, weil er fortwährend eine Deportation durch die Sowjets fürchtete.<sup>59</sup>

<sup>55</sup> Smilovickij: *Evrei Belarusi* (wie Anm. 6), S.252; Estraiikh: *Escape Through Poland* (wie Anm. 8), S.308.

<sup>56</sup> Marija Gil'movskaja: VHA, 24.1.1997; Sarra Lander: VHA, 17.6.1998.

<sup>57</sup> Rita Ostrowskaja: *Juden in der Ukraine 1989–1994. Ostfildern-Ruit 1996*, S.8.

<sup>58</sup> Tsiporah Singer: VHA, 9.3.1997.

<sup>59</sup> Laura Beth Bakst: *The Shoemaker's Son. The Life of a Holocaust Resister*. Amsterdam 2021, S.30–31.

Viele Jüdinnen und Juden sahen auch mit Bestürzung, wie jüdische Kultstätten für säkulare Zwecke in Beschlag genommen wurden. So nutzten die Sowjets etwa das Gebäude der berühmten Jeschiva in Mir für Versammlungen und Tanzveranstaltungen.<sup>60</sup> Die drei Synagogen in Iwje hatten alle den Krieg überstanden, wurden jedoch in ein Kulturzentrum, eine Bäckerei und ein Elektrizitätswerk umgewandelt. Viele Juden standen dem sowjetischen System außerdem misstrauisch gegenüber, weil Jüdinnen und Juden 1940 nach Sibirien und Kasachstan deportiert worden waren, obwohl dadurch Tausende gerettet worden waren.<sup>61</sup> Auch dass Jüdinnen und Juden nur zögerlich in die sowjetischen Evakuierungsprogramme aufgenommen worden waren, sorgte bei vielen für Enttäuschung.<sup>62</sup> Der Beginn des Krieges mit Nazideutschland hatte in der gesamten Sowjetunion auch einen „eklatanten Anstieg an alltäglichem Antisemitismus“ zur Folge gehabt, den sowohl jene Juden schmerzhaft zu spüren bekommen hatten, denen die Flucht gelungen war, als auch jene, die zurückgeblieben waren.<sup>63</sup>

Eine der Auswirkungen dieser Tendenzen war der Antisemitismus in den Reihen sowjetischer (und anderer) Partisan\*innen, der jüdischen Überlebenden lebhaft in Erinnerung blieb. Jüdinnen und Juden, die sich in die Wälder geflüchtet hatten, waren bei den Partisaneneinheiten nicht immer willkommen – vor allem, wenn sie keine Waffen besaßen – und sahen sich manchmal auch offener Gewalt ausgesetzt.<sup>64</sup> Allen Small aus Iwje berichtet davon, bei seiner Flucht aus dem



3 David und Batya Bakszt, die Kinder von Berko Bakszt in Lida, 1945

<sup>60</sup> Jack Sutin: VHA, 8.4.1996.

<sup>61</sup> Adler: *Survival on the Margins* (wie Anm. 8), S. 111.

<sup>62</sup> Rachel Erlich: *Summary Report of Eighteen Intensive Interviews with Jewish DPs from Poland and the Soviet Union*. New York 1949, S. 6.

<sup>63</sup> Fitzpatrick: *Annexation, Evacuation, and Antisemitism* (wie Anm. 29), S. 133–160.

<sup>64</sup> Josif Levin: VHA, 10.8.1995.

Ghetto auf „böswillige Partisanen“ gestoßen zu sein, die ihn erschießen wollten. Nur das Versprechen, ihnen Wertsachen von Jüdinnen und Juden auszuhändigen, die noch im Ghetto versteckt waren, rettete ihn vor der Exekution.<sup>65</sup> Simcha Itzkowitz aus Mir erzählt, dass sein ältester Bruder 1943 aus antisemitischen Motiven von Partisanen ermordet wurde.<sup>66</sup> Marija Gil'movskaja, ebenfalls aus Mir, berichtet über sexuelle Gewalt an jüdischen Frauen im Kreis sowjetischer Partisanentruppen.<sup>67</sup> Philipp Kinn aus Iwje erzählt von der Hinrichtung jüdischer Mädchen in einer Einheit sowjetischer Partisanen, nachdem der Kommandant beschieden hatte, dass die Mädchen nicht mit der Einheit Schritt halten konnten, und sie beschuldigt hatte, die Kämpfer mit sexuell übertragbaren Krankheiten zu infizieren.<sup>68</sup> Derlei Erfahrungen prägten das Bild, das jüdische Überlebende von der Sowjetunion und ihren Bewohner\*innen hatten, und beschleunigte oftmals die Entscheidung, die UdSSR nach Kriegsende zu verlassen.

Auch staatliche Institutionen verhielten sich in den Nachkriegsjahren gegenüber jüdischen Überlebenden bisweilen brutal. Vor allem die Vorstellung, zum Dienst in der Roten Armee eingezogen zu werden, stellte für viele eine Schreckensvision dar. Jack Sutin aus Mir umging die Einberufung, indem er die ärztlichen Gutachter bestach.<sup>69</sup> Philipp Kinn, der den Krieg ebenfalls in einer Partisaneneinheit überlebt hatte, schlug sich unmittelbar nach Kriegsende in Richtung Westen nach Polen durch, um eine Einberufung zu vermeiden.<sup>70</sup> Viele Juden, denen es gelang, dem Militärdienst zu entgehen, mussten in Bergwerken Zwangsarbeit leisten. Der Vater von Marsha Zoltak musste zweieinhalb Jahre in Sibirien arbeiten, bevor er nach Mir zurückkehren durfte, wo er feststellen musste, dass seine Familie, die überlebt hatte, ohne ihn nach Polen aufgebrochen war.<sup>71</sup> Die ständige Gefahr, in die Armee eingezogen zu werden, in eine berufsbildende Schule oder eine Arbeitskolonne in den Kohlebergwerken im Donbass oder im Kusnetsker Becken gesteckt zu werden, verstärkte nur noch die allge-

<sup>65</sup> Small: VHA (wie Anm. 33).

<sup>66</sup> Simcha Itzkowitz: VHA, 27. 8. 1996.

<sup>67</sup> Gil'movskaja: VHA (wie Anm 56).

<sup>68</sup> Philipp Kinn: VHA, 6. 8. 1998.

<sup>69</sup> Sutin: VHA (wie Anm. 60).

<sup>70</sup> Kinn: VHA (wie Anm. 68).

<sup>71</sup> Marsha Zoltak: VHA, 9. 6. 1996.



meine Angst jüdischer Überlebender, die versuchten, sich an ihren Heimatorten ein neues Leben aufzubauen.<sup>72</sup>

Nach dem Krieg erfuhren etliche jüdische Überlebende regelmäßig Repressionen vonseiten des sowjetischen Staates. Josif Levin aus Iwje war vierzehneinhalb Jahre in sowjetischen Gefängnissen inhaftiert, eine Zeit, die er seinen „zweiten Holocaust“ nennt. 1948 wurde er wegen Spionage verurteilt und in ein Arbeitslager nach Semipalatinsk deportiert. Nach Stalins Tod kam er frei, kehrte in seinen Heimatort zurück und bemühte sich unverzüglich um eine „Repatriierung“ nach Polen. Dadurch zog er erneut die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich, und nachdem er unter Folter falsche Geständnisse gemacht hatte, wurde er zu weiteren zehn Jahren Haft verurteilt.<sup>73</sup>

Auch wenn solche extremen Fälle politischer Repression die Ausnahme darstellten, war manchmal schwer zu unterscheiden, was allgemeine Maßnahmen staatlicher Überwachung und Ausbeutung, die den Alltag in der Sowjetunion bestimmten, oder versteckter Antisemitismus waren. Wurden etwa die unrealistisch hohen Quoten bei der Produktion von landwirtschaftlichen Erzeugnissen oder Holz oder beim obligatorischen Ankauf von Staatsanleihen nicht erfüllt, so diente das oft als Vorwand dafür, leitende Angestellte zu entlassen, und davon waren auch Jüdinnen und Juden betroffen.<sup>74</sup>

## Fazit

Obwohl unter Jüdinnen und Juden in der Sowjetunion bekannt war, dass in Polen antijüdische Gewalttaten verübt wurden, entschlossen sich zahlreiche jüdische Überlebende und Evakuierte aus dem westlichen Teil von Belarus zur Emigration. Fortgetrieben wurden sie von den Traumata, die sie an bestimmten Orten und in bestimmten gesellschaftlichen Strukturen erlitten hatten, von der Furcht vor Antisemitismus, der Abneigung gegen die Politik der Sowjetunion sowie einer gewissen Gruppendynamik; angezogen wurden sie von der Aussicht auf ein neues Leben in Israel, der Wiedervereinigung mit

<sup>72</sup> DAHA Grodno: Sitzungsprotokolle des Büros des Bezirkskomitees der Partei, 19. 7. 1944 – 24. 12. 1944. 2190 /1/Fall 6, S. 11.

<sup>73</sup> Levin: VHA (wie Anm. 64).

<sup>74</sup> DAHA Grodno: Beschluss des Regionalkomitees der KP(b)B von Maladziečna, betreffend die Arbeit des Distriktkomitees der Partei. 2460/1/6, S. 6.

der eigenen Familie in anderen Ländern sowie besseren wirtschaftlichen Perspektiven außerhalb der von den Sowjets kontrollierten Zone. Denn für viele Jüdinnen und Juden, die sich repatriieren lassen wollten, war Polen bereits von Anfang an nur eine Durchgangsstation auf dem Weg nach Westen.

Bemerkenswert ist, dass bestimmte Faktoren einen Teil der Betroffenen zum Weggang motivierten, einen anderen dagegen zum Bleiben. So war etwa die unmittelbare Nähe von Orten der Grausamkeit für viele Überlebende unerträglich, andere dagegen sahen es als notwendig an, gerade an diesen Orten zu bleiben und die Massengräber als Gedenkstätten zu bewahren. Und während die sowjetische Politik (etwa mit ihrer Verstaatlichungspraxis) viele Jüdinnen und Juden davon abhielt, sich dauerhaft in einem der von den Sowjets kontrollierten Länder niederzulassen, profitierten andere von den Vorteilen, die ihnen das System bot (Zugang zu Bildung, soziale Mobilität), und entschieden sich, zu bleiben.

Eine der wichtigsten Erkenntnisse dieser ersten Überlegungen ist jedoch, dass Gewalt offenbar nicht unbedingt ein maßgeblicher Grund war, weshalb Jüdinnen und Juden in den Nachkriegsjahren emigrierten. Wenn man aufgrund der aktuellen Forschungslage davon ausgehen kann, dass antijüdische Gewalt in Polen nach dem Jahr 1944 sowohl quantitativ als auch qualitativ stärker ausgeprägt war als in Belarus (brutalere Übergriffe, häufigere Pogrome) und dass, wie unsere Quellen berichten, Jüdinnen und Juden, die „repatriert“ wurden, sich dieser Tatsache bewusst waren, sich aber dennoch für eine Auswanderung nach Polen entschieden, so sind zwei Hypothesen denkbar: 1. Gewalt gegen Jüdinnen und Juden war nicht notwendigerweise der entscheidende Faktor bei der Frage, ob man emigrieren sollte oder nicht, hier spielten andere Aspekte eine größere Rolle. 2. Die bisherigen Annahmen bezüglich des Ausmaßes antijüdischer Gewalt im Belarus der Nachkriegszeit müssen kritisch überprüft werden. Die Beispiele nur zweier belarusischer Orte lassen vermuten, dass in der Sowjetunion in der Nachkriegszeit möglicherweise mehr antijüdische Gewalt herrschte und diese stärker ausgeprägt war, als bislang von der Forschung erfasst.

*Aus dem Englischen von Felix Mayer.*

BILDNACHWEIS  
Abb. 1–2 Privatarchiv  
Tamara Borodach  
Abb. 3 Abdruck mit  
freundlicher Genehmigung  
der Familie Bakst

Tatsiana Astrouskaya

## Wieder „Juden werden“: Das Erstarken der jüdischen Emigrationsbewegung im sowjetischen Minsk

### Emigration als Chance und Herausforderung

Die Jahre 1967 und 1968 markieren den Beginn einer massenhaften Auswanderung von Jüdinnen und Juden aus der UdSSR, von der auch Belarus stark betroffen war. Dass sie in so großer Zahl auswandern konnten, war der vorangegangenen Entspannungspolitik zwischen der Sowjetunion und den USA geschuldet. Zum konkreten Auslöser für viele der Betroffenen wurde der Sieg Israels im Sechstagekrieg von 1967. Wie Kriegsteilnehmer und zeitgenössische Beobachter berichten, trug dieser Sieg zum positiven Bild bei, das jüdische Sowjetbürgerinnen und -bürger vom Staat Israel hatten, und milderte für sie die Schärfe der sowjetischen Propaganda.

Anfangs waren es Dutzende, dann Tausende – in Riga, Tiflis, Kiev, Minsk, Moskau und Leningrad –, die mit dem Gedanken spielten, ihre sowjetische Staatsbürgerschaft aufzugeben und nach Israel zu gehen, Alija zu machen. Das Motto *Odpustite nas domoj* („Lasst uns nach Hause“) wurde in der ersten Hälfte der 1970er Jahre zum Schlachtruf der jüdischen Emigrationsbewegung.

Während der Emigrationsprozess in anderen Sowjetrepubliken, etwa der Lettischen SSR, rasch an Tempo gewann, kam er im sowjetischen Belarus – der Belarussischen Sozialistischen Sowjetrepublik (BSSR) – anfangs nur schleppend in Gang. Im Frühjahr 1971 verließen die ersten zehn jüdischen Familien die Hauptstadt Minsk, um nach Israel auszuwandern, darunter auch der Künstler Mark Žitnickij (1903–1993), der unter Stalin im Gulag gewesen war, mit seiner Familie.<sup>1</sup> Im Sommer 1972 waren etwa tausend Jüdinnen und Juden aus der

<sup>1</sup> Unter den ersten Emigranten war auch Anatolij Rubin (1928–2017), ein ehemaliger Gulag-Häftling und der „erste zionistische Kämpfer“, wie Isaak Žitnickij ihn nennt. Rubin ging im Mai 1969 nach Israel. Siehe Isaak Žitnickij: Pamjati Anatolija Rubina. Auf: <https://www.netzulum.org/R/OrgR/DeclarationsR/Rubin.html> (letzter Zugriff: 7.3.2021).

BSSR ausgereist.<sup>2</sup> Obwohl die Emigration nicht nur erlaubt war, sondern in manchen Fällen sogar von den sowjetischen Behörden unterstützt wurde, blieb sie ein mühevolleres und unsicheres Unterfangen. Ob sie gelang, hing in hohem Maße von den sich ständig verändernden Entwicklungen in der sowjetischen und der internationalen Politik ab, aber auch von den Launen der örtlichen Verwaltung.

Zwischen 1970 und 1979 sank die Zahl der aschkenasischen Juden im sowjetischen Belarus von 147 991 auf 135 416, also um 8,5 Prozent.<sup>3</sup> Dieser Rückgang ist nicht allein auf die Emigration zurückzuführen, sondern auch auf die Faktoren Alterung und Assimilation. Die Gesamtzahl der Juden, die zwischen 1970 und 1979 aus der BSSR emigrierten, lässt sich auf etwa 8800 (beziehungsweise 5,9 Prozent der jüdischen Bevölkerung von 1970) schätzen. Diese Zahlen mögen niedrig erscheinen, sie sind jedoch Ausdruck eines fortwährenden Transformationsprozesses in den belarusischen Städten – vor allem in Minsk –, in denen Jüdinnen und Juden, die meist hochqualifizierte Fachleute oder Akademiker waren, noch immer eine bedeutende Rolle spielten.<sup>4</sup>

Sowohl die Stadt Minsk als auch die Gemeinschaft der Minsker Jüdinnen und Juden befanden sich in diesen Jahren im Umbruch. Die Stadt erfuhr einen tiefgreifenden Umbau hin zu einer sozialistischen „Musterstadt“ und zeichnete sich durch rasantes Wachstum aus – bedingt durch Zuwanderung, vor allem vom Land –,<sup>5</sup> während immer mehr Minsker Jüdinnen und Juden endgültig die Stadt verließen, die zuvor – neben Vilna – als „Hauptstadt des Jiddischen“ gegolten hatte.<sup>6</sup>

Ursachen und Umstände der Emigration von Jüdinnen und Juden aus der UdSSR wurden in der Forschung bereits ausführlich diskutiert; die Lage in den einzelnen Sowjetrepubliken wurde dabei jedoch nur selten in den Blick genommen. In

<sup>2</sup> Leonard Schroetter: *The Last Exodus*. New York 1974, S. 277.

<sup>3</sup> Vsesojuznaja perepis' naselenija 1970 goda: Nacional'nyi sostav naselenija; Vsesojuznaja perepis' naselenija 1979 goda: Nacional'nyj sostav naselenija. Auf: [http://www.demoscope.ru/weekly/ssp/sng\\_nac\\_79.php?reg=3](http://www.demoscope.ru/weekly/ssp/sng_nac_79.php?reg=3) (letzter Zugriff: 11.3.2021). Berechnungen der Autorin.

<sup>4</sup> 1970 hatten 164 von 1000 Jüdinnen und Juden einen Hochschulabschluss (in der belarusischen Bevölkerung lag dieser Anteil bei 24 von 1000).

<sup>5</sup> Thomas Bohn: *Minsk – Musterstadt des Sozialismus. Stadtplanung und Urbanisierung nach 1945*. Köln 2008, S. 77 und S. 149 et passim.

<sup>6</sup> Elissa Bemporad: *Becoming Soviet Jews. The Bolshevik Experiment in Minsk*. Bloomington 2013, S. 81.

diesem kurzen Beitrag werden die Anfänge der massenhaften Emigration von Jüdinnen und Juden aus der Sowjetunion betrachtet, wobei der Fokus auf einer spezifischen Region liegt: Minsk, der Hauptstadt der BSSR, in der ersten Hälfte der 1970er Jahre. Es soll der Frage nachgegangen werden, inwieweit sich die Möglichkeit zur Emigration, die sich der Entspannungspolitik zwischen der Sowjetunion und den USA sowie dem Sieg Israels im Sechstagekrieg verdankte, auf das Leben der Minsker Jüdinnen und Juden auswirkte. Im Folgenden soll aufgezeigt werden, wie die Entscheidung zur Emigration oder auch nur die bloße Möglichkeit zur Emigration das Selbstverständnis von Jüdinnen und Juden neu bestimmte, die Beziehungen innerhalb der Minsker jüdischen Bevölkerung neu definierte und so zur Festigung der Gemeinschaft beitrug.

### Das Nachleben jiddischer Kultur in Minsk

Auf welche Weise und in welchem Umfang konnten sowjetische Jüdinnen und Juden nun „Juden werden“? In ihrer einflussreichen Untersuchung *Becoming Soviet Jews. The Bolshevik Experiment in Minsk* verweist Elissa Bemporad auf den Unterschied zwischen Juden im Ansiedlungsrayon und „anderen Juden“, die vor der Oktoberrevolution 1917 nicht dort gelebt hatten, und legt dar, wie diese Tatsache die Ausformung jüdischer Identität maßgeblich beeinflusste.<sup>7</sup> 1920 sprachen 92 Prozent der belarusischen Juden, die in den Städten wohnten, Jiddisch.<sup>8</sup> Auch während des Erstarkens und der Verfestigung sowjetischer Herrschaft blieb dieses Unterscheidungsmerkmal bestehen; der Einfluss traditioneller jüdischer Kultur und religiöser Praktiken sowie die Verbundenheit mit der Kultur des eigenen Shtetls waren unter den Jüdinnen und Juden des ehemaligen Ansiedlungsrayons weiterhin spürbar. Darüber hinaus wirkte sich die Politik der *korenizacija* („Einwurzelung“), die die UdSSR in den 1920er Jahren betrieb und die unter anderem auch die jüdische Kultur der Jiddisch sprechenden Gemeinschaft gefördert hatte, im sowjetischen Belarus ganz konkret aus.<sup>9</sup>

<sup>7</sup> Ebd., S. 1 f. et passim.

<sup>8</sup> Leonid Smilovickij: Škola na Idiš v pervye desjatiletija sovjetskoj vlasti v Belorussij, 1921–1941 gg. In: Novaja evrejskaja škola 11 (2002), S. 172.

<sup>9</sup> Bemporad: *Becoming Soviet Jews* (wie Anm. 6), S. 81–111.

1941, bevor das nationalsozialistische Deutschland die UdSSR im Juni angriff und der Zweite Weltkrieg auch dort begann, hatten in Minsk rund 80 000 Juden (35 Prozent der Einwohner) gelebt, und die Mehrheit von ihnen hatte noch immer Jiddisch gesprochen. 1959 war die Zahl jüdischer Minskerinnen und Minsker aufgrund des Holocausts sowie infolge von Repressalien, Krieg, Evakuierung und Hunger auf 38 500 gefallen (7,6 Prozent der Einwohner). In den 1970er Jahren stieg sie zumindest absolut wieder an und lag bei 47 000 (5,1 Prozent). Zu Beginn der Massenemigration 1989 lebten 39 154 Juden in Minsk; in den folgenden zehn Jahren fiel ihre Zahl dann wieder und lag 1999 bei rund 10 000.<sup>10</sup>

Doch obwohl die jüdische Bevölkerung so drastisch geschrumpft war, blieb Minsk weiterhin lange eine jüdisch geprägte Stadt. Als die ersten überlebenden Jüdinnen und Juden in die BSSR zurückkehrten, zog es viele von ihnen nach Minsk, sodass nach einer Weile fast ein Drittel der belarussischen jüdischen Bevölkerung (1970: 31,8 Prozent) in der Hauptstadt der BSSR lebte. Zwar musste das staatliche belarussische jüdische Theater (Belorusskij Gosudarstvennyi Evreiskij Teatr – Belgoset) 1949 seinen Betrieb einstellen,<sup>11</sup> doch hielten viele Jüdinnen und Juden, vor allem jene der älteren Generation, weiterhin an ihrer jüdischen Identität fest, obwohl ihre Kultur von offizieller Seite nun rigoros unterdrückt wurde.

Leonid Zuborev (\*1943), Musiker und aktiver Fürsprecher der jüdischen Kultur, erwähnt in seinen Erinnerungen, dass es in Minsk immer einen „jüdischen Geist“ (*evreiskij duch*) gegeben habe. In den 1950er Jahren zählten zu den Vertretern dieses „Geistes“ unter anderem die ehemaligen Schauspieler am Belgoset (Mark) Moin Nowak (1903–1969) und Judif

<sup>10</sup> Die Zahlen stammen aus Evgenij Rozenblat, Irina Elenskaja: *Dinamika čislenosti i rasselenija belorusskich evreev v XX veke*. In: *Diaspory 4* (2002), S. 27–52.

<sup>11</sup> Am 2. März 1949 äußerte das Komitee für Kunst (das dem Ministerrat der UdSSR unterstellt war) harsche Kritik an dem Theater; am 12. März 1949 wurde es aufgrund eines Beschlusses des Ministerrats der BSSR geschlossen. Siehe hierzu: *O rabote Belorusskogo Gosudarstvennogo Evrejskogo Teatra*, in *Rossiiskij Gosudarstvennyi Archiv Sozial'no-Političeskoj Istorij* (RGASPI): F. 17, Op. 132, D. 239, L. 6–7. Auf: <https://www.alexanderyakovlev.org/fond/issues-doc/68585> (letzter Zugriff: 29. 12. 2021). Vgl. hierzu auch das interaktive Projekt zur Geschichte des Belgoset am Museum für Lokalgeschichte von Nowosibirsk, initiiert im Jahr 2020; wissenschaftliche Leitung: Inna Gerasimova. Auf: <https://youmuseum.ru/project/belgoset/main.html> (letzter Zugriff: 29. 12. 2021).



1 „Bluzdajuschie zvezdy“, die Musikkapelle von Leonid Zuborev

Arončik (1908–1993), die Schriftsteller (Girsch) Reles (1913–2004) und (Chaim) Maltinskij (1910–1986) sowie der Künstler Lazar Ran (1909–1988)<sup>12</sup>. Sie alle arbeiteten auch während der folgenden Jahre weiter und verarbeiteten in ihren Werken jüdische und sowjetische Einflüsse und Ideen. Für alle spielte die jiddische Sprache eine wichtige Rolle.

Einer der bekanntesten Kenner des Jiddischen in Minsk war der Illustrator, Bühnenbildner sowie spätere *refusenik* und „Gefangene Zions“<sup>13</sup>, Cfanja-Gedalja Kipnis (1905–1982). Er wurde auf dem Gebiet der heutigen Ukraine (Oblast' Žytomyr) geboren und besuchte die jüdische Schule für Kunst und Kunsthandwerk in Kiev. 1929 zog er nach Minsk und wirkte von dort aus an der Institutionalisierung jiddischsprachiger Kultur im sowjetischen Belarus mit, die in den 1920er und

<sup>12</sup> Inna Gerasimova: Glavnaja tema Lazarja Rana. In: Mishpokha 25 (2010). Auf: <http://mishpoha.org/n25/25a12.php> (letzter Zugriff: 29.12.2021). Volf Rubinčik: Bluzdajuschie zvezdy Leonida Zuboreva. In: Anachnu Kan/My tut 5/6 (2002). Auf: <https://belisrael.info/?p=17252> (letzter Zugriff: 29.12.2021).

<sup>13</sup> Die Bezeichnung geht auf Psalm 126 zurück, der die Freude thematisiert, die die Verbannten (die Gefangenen Zions) bei ihrer Rückkehr nach Zion empfinden.

1930er Jahren einsetzte.<sup>14</sup> Während des Zweiten Weltkriegs diente er in der sowjetischen Armee als Hauptmann der Infanterie. Nach seiner Rückkehr nach Minsk im Jahr 1949 war er im jüdischen Samisdat aktiv und verbreitete jüdische Kultur auf Untergrundkanälen. Mit seiner Leidenschaft für das Jiddische und das Hebräische begeisterte er auch seine jüngeren Mitstreiter.<sup>15</sup> Der Sieg Israels im Sechstagekrieg von 1967 befeuerte seinen Enthusiasmus noch mehr.

In den 1970er Jahren erfreuten sich die jiddische Sprache und die jüdische Kultur sowie, wenngleich in geringerem Umfang, auch die religiöse Praxis eines wachsenden Interesses. Der jüdische Samisdat erlebte einen Aufschwung, man veröffentlichte sowohl selbst verfasstes Material als auch solches aus anderen Sowjetrepubliken sowie später auch aus dem Ausland; *ulpanim*, Hebräischkurse, wurden organisiert, jüdische Musikgruppen gegründet, man feierte jüdische Feiertage und nicht zuletzt jüdische Hochzeiten.<sup>16</sup> Die Behörden der BSSR wurden von dieser Entwicklung vermutlich überrascht. Sie beobachteten das Geschehen mit Argusaugen und schritten auch dagegen ein. Überraschenderweise ging man dabei jedoch nicht nur von einer ideologischen Warte aus vor, so etwa gegen die „Provokationen des weltweiten Zionismus“. Zu den Maßnahmen gehörten auch ein scheinbar „integratives“ Angebot an gebührenpflichtigen Kursen für „Althebräisch“ sowie die Herstellung und der Verkauf von *Mazzot*, Matzen.<sup>17</sup>

## Juden werden

Ein Beispiel für die Widersprüche, mit denen Jüdinnen und Juden in Belarus damals zu kämpfen hatten, ist der Oberstleutnant der Roten Armee im Ruhestand, Lev Ovsiščer (1919–2007), der stets ein überzeugter Kommunist gewesen war. 1970 unterzeichnete er eine Petition gegen die unrechtmäßige Verfolgung von Jüdinnen und Juden aus Chişinău. Weil er wegen dieser Unterschrift gegängelt wurde, beantragte er ein

<sup>14</sup> Mehr hierzu in Viktor Žybul: Cfanja Kipnis – čalavek bospamytkovaha gustu. In: *Maladosc'* 4 (2016), S. 114–118.

<sup>15</sup> Ernst Levin: Na desjat' minut vpered i vremeni, na desiat' let vpered i žizni. In: *Mishpokha* 27 (2010). Auf: <http://mishpoha.org/n27/27a08.php> (letzter Zugriff: 30. 12. 2021).

<sup>16</sup> Zu den Sprachkursen siehe Belarusisches Nationalarchiv (BNA): F. 4, Op. 65, D. 177, L. 59–162 und 163–166.

<sup>17</sup> Ebd.: F. 4, Op. 65, D. 177, L. 163–166.



Ausreisevisum. Nachdem ihm dieses verweigert worden war, engagierte er sich verstärkt für die Sache der Emigration und überdachte dabei auch sein eigenes Selbstverständnis. Seine eigene Ausreise ließ noch lange auf sich warten, erst 1987 erhielt er schließlich die Erlaubnis.<sup>18</sup>

In seinen Erinnerungen mit dem Titel *Vozvraščenie* („Heimkehr“) blickt Ovsiščer immer wieder auf das Leben seiner Familie in seinem Heimatort Bahušeŭsk zwischen den beiden Weltkriegen zurück, insbesondere darauf, wie dieses Leben vom eigenen Jüdischsein geprägt war. Jude zu sein bedeutete für ihn, in der jiddischen Sprache verwurzelt zu sein, die buchstäblich seine Muttersprache war, jene Sprache, die auch seine Mutter sprach:

„‘Shver tsu zayn a Yid’ – wie meine jüdische Mutter in den schwierigen Stunden des Lebens zu sagen pflegte. Sie sprach es mit einem tiefen Seufzen aus, und diese Worte brachten gleichsam auf den Punkt, was es bedeutete, als Juden in der Diaspora zu leben. Sie wurden für uns zum Fluchtraum, der uns erlaubte, mit unseren Sorgen umzugehen und die Turbulenzen des Lebens zu überstehen.“<sup>19</sup>

Das Leben des Ingenieurs und Alija-Aktivisten Ernst Levin (1934–2016) verlief dagegen völlig anders. Er wurde in eine Familie linientreuer Kommunistinnen und Kommunisten hineingeboren und nach Ernst Thälmann (1886–1944) benannt, dem langjährigen Vorsitzenden der Kommunistischen Partei Deutschlands. Wie Levin sich erinnert, glaubten seine Eltern fest an den Fortschritt der sowjetischen Gesellschaft und den Erfolg der Internationalisierung, wie er in der UdSSR verkündet wurde. Wie viele andere ihrer Generation setzten Levins Eltern alles daran, das jüdische Erbe der Familie von ihren Kindern fernzuhalten. Daher entwickelte er erst Mitte der 1960er Jahre ein Interesse am Jiddischen, der Sprache der örtlichen jüdischen Bevölkerung, und an jüdischer Kultur und Geschichte.<sup>20</sup>

<sup>18</sup> Lev Ovsiščer: *Vozvraščenie*. Jerusalem 2007. Auf: <http://machanaim-2.org/machanaim/history/ovsischer/o-0s.htm> (letzter Zugriff: 6.1.2022).

<sup>19</sup> Ebd.

<sup>20</sup> Ernst Levin: *I posoch v ruke vašei. Dokumental’nyi memuar 2002 goda (k tridtsatiletiju ischoda iz SSSR)*. Jerusalem 2007, S. 17. Auch online verfügbar auf: <https://berkovich-zametki.com/2006/Starina/Nomer3/Levin1.htm> (letzter Zugriff: 7.3.2021).

Levins Weg zum Zionismus begann mit seiner Beschäftigung mit der Lektüre, Musik und den Diskussionen der Dissidentenkreise, die in den ausgehenden 1950er und den frühen 1960er Jahren, das heißt in der Zeit des „Tauwetters“ unter Chruschtschow, entstanden. Er sah die Idee des Sozialismus zunehmend kritisch, begeisterte sich für jüdische Kultur und sprach schon bald so gut Hebräisch, dass er mit dem Gedanken spielte, Hebräischlehrer zu werden.<sup>21</sup> Unter anderem war es der bereits erwähnte Cfanja Kipnis, ein begeisterter Verfechter jüdischer Kultur, der wesentlich dazu beitrug, dass sich Levins Blick auf alles Jüdische nachhaltig veränderte.<sup>22</sup> Das gilt auch für das Jiddische als Sprache des Privaten, die seine Familie verwendet hatte, wenn Außenstehende nicht mitbekommen sollten, worüber man redete.<sup>23</sup>

Wenn also die Töchter und Söhne der Revolutionsanhänger, wie Yuri Slezkine sie in *The Jewish Century* beschreibt,<sup>24</sup> „Juden werden“ wollten, dann geschah das, soweit sie in Minsk oder überhaupt in der BSSR lebten, vor einem anderen Hintergrund als bei ihren Altersgenossinnen oder -genossen in Moskau oder Leningrad, da die Verbindung mit der traditionellen jüdischen Kultur der belarusischen Shtetlech bei ihnen noch nicht vollkommen abgerissen war.<sup>25</sup> Ob diese spezielle Form des Jüdischseins eher charakteristisch für jene war, die blieben, oder für jene, die emigrierten, lässt sich nur schwer sagen. Allerdings liegt die Vermutung nahe, dass in der ersten Hälfte der 1970er Jahre die Absicht, „Jude zu werden“, also die eigene jüdische Identität anzuerkennen, oft die Entscheidung zur Emigration begleitete und gemeinsam mit dieser reifte. Damit einhergehend bedeutete Jüdischsein auch, lange zurückliegen-

<sup>21</sup> Ebd., S. 89–93; FSO: F. 30.45 (Levin), S. 2–85; Vgl. Ann Komaromi: Between Two Worlds: Late Soviet Jews in Leningrad. In: *East European Jewish Affairs* 48 (2018), S. 23–40. Zum Hebräischunterricht in der UdSSR siehe Mark Drachinsky: *A Brief Survey of the History of Hebrew Teaching in USSR*. In: Avi Beker, Yaacov Roi (Hg.): *Jewish Culture and Identity in the Soviet Union*. New York 1991, S. 246–254.

<sup>22</sup> Levin: I posoch v ruke vašei. Auf: <https://berkovich-zametki.com/2006/Starina/Nomer3/Levin1.htm> (wie Anm. 20).

<sup>23</sup> Ebd.

<sup>24</sup> Yuri Slezkine: *The Jewish Century*. Princeton, Oxford 2019, S. 105–203.

<sup>25</sup> Über das jüdische Leben in den Shtetlech in der Nachkriegszeit siehe Iryna Ramanava: *Pasljavaenny jaŭrejski Babrujsk*. In: *Belaruski historyčny ahljad*, 1–2 (2016). Auf: <http://www.belhistory.eu/iryna-romanova-paslyavaenny-yaurejski-babrujsk/> (letzter Zugriff: 20.02.2022).

de Erfahrungen in das eigene Leben zu integrieren – persönliche sowie solche von Familienmitgliedern und Freunden. Gleichzeitig galt, ganz im Gegensatz zu den Bemühungen um die Stärkung des Jiddischen in den 1920er und 1930er Jahren, Hebräisch und nicht mehr Jiddisch als die Sprache der neu erworbenen jüdischen Identität und wurde vor allem von der jüngeren Generation gepflegt.

## Sowjetbürger und Juden

Exemplarisch für die Spannungen, die daraus erwachsen konnten, gleichzeitig sowjetischer Bürger und jüdisch zu sein, ist die Biografie von Oberst Efim Aronovič Davydovič (1924–1976). Aufgrund seines aktiven Kampfes für die Rechte von Jüdinnen und Juden und den Zionismus sowie wegen seiner Kritik am staatlichen Antisemitismus in der UdSSR wurde er in den 1970er Jahren weit über die Sowjetunion hinaus bekannt.<sup>26</sup>

Davydovič wurde 1924 in eine jüdisch-belarusische Familie geboren (sein Vater war Jude, seine Mutter Belarusin). 1942 wurde er zum Dienst in der Roten Armee eingezogen, kämpfte im Zweiten Weltkrieg, wurde schwer verwundet und hoch dekoriert. Nach dem Krieg verblieb er in der Armee, bis er 1969 aus gesundheitlichen Gründen ausschied. 1944 gab er in seinem Mitgliedsantrag für die KPdSU als Staatsangehörigkeit „belarusisch“ an, etliche Quellen belegen jedoch, dass er seine jüdischen Wurzeln nie verleugnete.<sup>27</sup>

Nach seiner Entlassung aus der Armee im Sommer 1969 wandte sich Davydovič an das Parteikomitee des Distriktes Minsk-Zentrum und bat darum, dass auf seinem Mitgliedsausweis die Angabe zur Nationalität in „jüdisch“ geändert werde, da er „immer stolz gewesen war, Jude zu sein“<sup>28</sup>. Anfangs reagierte der Ausschuss nicht auf die Anfrage, doch zwei Jahre später nahm die Sache eine unerwartete Wendung.

<sup>26</sup> Siehe etwa die Aufzeichnungen des Radio Free Europe/Radio Liberty Research Institute, in denen Davydovič häufiger als andere Aktivisten genannt wird: Open Source Archives (OSA): HU OSA 300-85-12 183/8. Mein Dank gilt Dr. Anastasia Felcher, der Archivarin der Open Society Archives in Budapest, die mir Zugang zu diesen Materialien verschafft hat.

<sup>27</sup> BNA: F. 4, Op. 54/18, D. 82, L. 48–147 (wie Anm. 16). (Diese Akte hat eine rückläufige Nummerierung – T. A.). Mein Dank gilt Uladzimir Monzul, dem Archivar des Belarusischen Nationalarchivs in Minsk, der mir die Arbeit mit diesen Quellen ermöglicht hat.

<sup>28</sup> Ebd.

Im Sommer 1971 entdeckte der (in den Akten nicht namentlich genannte) Direktor der Nikolaj-Gogol-Bibliothek in Minsk (Bibliothek Nr. 4, gelegen im früheren Distrikt Minsk-Zentrum) in einer Ausgabe der Zeitschrift *Oktjabr*, die Davydovičs Tochter Sofija 1969 entliehen hatte, handschriftliche Notizen.<sup>29</sup> Die Notizen standen neben einem Ausschnitt aus dem berühmten Roman *Čego že ty chočeš* („Was willst du denn?“) von Vsevolod Kočetov (1912–1973), dem Chefredakteur der Zeitschrift. In den Notizen übt Davydovič unter anderem Kritik an Stalin, nennt ihn einen Faschisten und bezeichnet Trotzki als „großen Revolutionär“.<sup>30</sup> Obwohl er mit seiner Kritik an dem Roman nicht alleine stand – die Intelligenzija in der UdSSR (und außerhalb) las ihn als einen Versuch, die Stalinära und die Reaktion zu rehabilitieren –, sah man darin, zusammen mit der Tatsache, dass er Jude war, einen hinreichenden Grund, ihn zu schikanieren und zu verfolgen. In diesem Zusammenhang ist zu beachten, dass der Prozess um die „Flugzeugentführung“ in Leningrad im vorausgegangenen Jahr, bei der mehrere Refuseniks vergeblich versucht hatten, ein Flugzeug zu kapern, um damit nach Israel zu gelangen, großes Aufsehen erregt hatte; zu dieser Zeit waren also auch die belarusischen Behörden äußerst wachsam.<sup>31</sup>

Nachdem eine grafologische Analyse ergeben hatte, dass die Notizen von Davydovič stammten, reagierten die Aufsichtsbehörden unverzüglich. Am 7. respektive am 9. Juni 1971 wurde Davydovič seine Parteimitgliedschaft entzogen, und am 23. Juli eröffnete das Parteikomitee des Distrikts Minsk-Zentrum ein Strafverfahren gegen ihn.<sup>32</sup>

Weil Davydovič überzeugt war, dass es ausschließlich um seine Mitgliedschaft in der KPdSU gehe, erhob er auf allen Ebenen des Staatsapparates Einspruch und wandte sich schließlich an den Ersten Sekretär der Kommunistischen Partei von Belarus, Pjotr Mascherow. Sein Fall wurde auf den höchsten Ebenen besprochen (sowohl im Zentralkomitee der KP von Belarus als auch beim KGB), aber der Einspruch zeigte keinerlei Wirkung.

<sup>29</sup> *Oktjabr*: Nr. 10/11 (1969). Die Ausgabe wurde am 6. Juni 1970 zurückgegeben und anschließend noch acht Mal entliehen.

<sup>30</sup> BNA: F. 4, Op. 54/18, D. 82, L. 135–136 (wie Anm. 16).

<sup>31</sup> Mehr dazu bei Mark Dymshits: *Hijack for Freedom. The Memoirs of Mark Dymshits: Soviet Pilot, Jew, Breacher of the Iron Curtain*. Jerusalem 2021.

<sup>32</sup> BNA: F. 4, Op. 54/18, D. 82, L. 134 und 155 (wie Anm. 16).



Anfangs forderte Davydovič nur seine Mitgliedschaft zurück und versuchte zu belegen, dass er – als Jude – stets ein treuer und loyaler sowjetischer Bürger und ein ebensolches Parteimitglied gewesen war. Als ihm klar wurde, dass die KP keineswegs vorhatte, ihn zu rehabilitieren, wurde er wagemutiger und brachte auch andere Themen zur Sprache, etwa den zunehmenden Antisemitismus in der sowjetischen Gesellschaft und das Gedenken an die Verfolgung und Ermordung von Jüdinnen und Juden während des Zweiten Weltkriegs. Schließlich bat er um die Erlaubnis, die UdSSR verlassen und nach Israel auswandern zu dürfen. Nach vier Jahren hatte er einen solchen Bekanntheitsgrad erreicht, dass er es – gemeinsam mit anderen *refuseniks* – wagen konnte, öffentlich die Verlautbarungen der in Moskau erscheinenden, führenden literarischen Zeitschrift *Novyj mir* anzuprangern, Briefe an die Presse in Israel und in der westlichen Welt zu schreiben und die israelische Militärpolitik gegenüber Palästina zu verteidigen.<sup>33</sup>

2 Eine der ersten Kundgebungen von Minsker Jüdinnen und Juden in den frühen 1970er Jahren. In der Mitte (von links nach rechts): Ovsiščer, ein Unbekannter, Klara Alšanskaja (?), Alšanskij, Davydovič und seine Frau Marija

<sup>33</sup> OSA: HU OSA 300-85-12 183/8.

In dieser Zeit machte Davydovič die Bekanntschaft anderer jüdischer Aktivisten, darunter die der bereits erwähnten Levin, Ovsiščer und Kipnis sowie Naum Alšanskij (1917–1991)<sup>34</sup>, ebenfalls Veteran und ehemals linientreuer Kommunist – worüber der KGB das Zentralkomitee der KP Belarus unverzüglich informierte.<sup>35</sup> Man bildete eine lockere Gruppe und unterstützte sich gegenseitig in dem Bestreben, „Juden zu werden“.

Das Erstarken dieser Bewegung brachte es auch mit sich, dass nun immer mehr Minsker Jüdinnen und Juden regelmäßig der Opfer des Holocaust gedachten. Die erste spontane gemeinsame Gedenkfeier fand 1972 am dreißigsten Jahrestag der Massenerschießung vom 2. März 1942 statt, bei der die Nationalsozialisten am Tag des Purimfestes mehrere Tausend Bewohnerinnen und Bewohner des Minsker Ghettos ermordet hatten; die folgenden Gedenkfeiern wurden dann jeweils am 9. Mai, der in der Sowjetunion als Tag des Sieges über Hitlerdeutschland im Jahr 1945 gefeiert wurde, abgehalten. Ovsiščer zufolge versammelten sich ab 1976 jährlich etwa dreitausend Menschen; in einem Jahr belief sich die Zahl der Teilnehmenden auf fünftausend.<sup>36</sup>

### Kampf gegen Antisemitismus

Efim Davydovič kämpfte bis zu seinem frühen Tod 1976 gegen den Antisemitismus in der BSSR, trotz seiner angegriffenen Gesundheit und der Untersuchung, die der KGB in Minsk im Spätherbst 1972 gegen ihn und Cfanja Kipnis einleitete.<sup>37</sup> Wie etliche andere Minsker Jüdinnen und Juden war auch er in großer Sorge angesichts der Spannungen, die zu dieser Zeit zwischen den einzelnen Volksgruppen in der Sowjetunion herrschten.

Die signifikante Verschlechterung der Beziehungen zwischen der UdSSR und Israel nach dem Sechstagekrieg von 1967 wirkte sich, wenn auch nur indirekt, auf die Haltung aus, mit der man in der UdSSR Jüdinnen und Juden begegnete. Mit

<sup>34</sup> Am 28. Dezember 1975, im Jahr seiner Emigration nach Israel, gab Alšanskij dem Russian Service von Radio Freedom in New York ein Interview. Auf: <https://www.svoboda.org/a/24508118.html> (letzter Zugriff: 12.1.2022).

<sup>35</sup> BNA: F. 4, Op. 54/18, D. 82, L. 139 und 138 (wie Anm. 16).

<sup>36</sup> Ovsiščer: *Vozvraščenie* (wie Anm. 18).

<sup>37</sup> BNA: F. 4, Op. 54/18, D. 82, L. 155 (wie Anm. 16).

Предатели,  
фашисты  
скорее выбирают  
себе  
Израиль.  
Общественности

3 Anonyme handschriftliche Notiz: „Verräter und Faschisten – verschwindet auf der Stelle nach Israel. Die Öffentlichkeit.“ Diese Notiz ging der Familie Levin zu, nachdem ihr Entschluss zur Emigration bekannt geworden war.

der Frage der Emigration, die für viele ganz unversehens zum Thema wurde, stand plötzlich auch das „Anderssein“ von Jüdinnen und Juden im Raum, und die Kritik am Zionismus, die in den Medien lanciert wurde, verstärkten den Antisemitismus im Alltag. Zugleich mussten viele jüdische Menschen erkennen, dass vereinzelte Manifestationen von Antisemitismus, die man zuvor einem individuellen Mangel an Bildung und Respekt zugeschrieben hatte, Teil einer vom Staat gelenkten Kampagne waren.

Die Lage im sowjetischen Belarus war in gewisser Weise eine Ausnahme. In seinen Erinnerungen und seinen Aussagen für Yad Vashem erwähnt Lev Ovsiščer zwar einzelne pogromartige Aktionen und Menschen mit antisemitischer Haltung in seinem Umfeld, doch das Verhältnis zwischen der jüdischen und der belarusischen Bevölkerung vor dem Zweiten Weltkrieg beschreibt er als positiv.<sup>38</sup> Diese Einschätzung von Belarus als einem toleranten Staat, in dem so gut wie keine Pogrome stattfanden, wurde von vielen anderen geteilt.<sup>39</sup>

In der Nachkriegszeit änderte sich die Situation grundlegend. Die jüdische Bevölkerung verringerte sich, und der Antisemitismus fasste in der belarusischen Gesellschaft immer mehr Fuß. Das sowjetische Belarus, das einst als ein Staat ge-

<sup>38</sup> Ovsiščer: *Vozvraščenie* (wie Anm. 18); FSO: f. 30.291 (Owsischtscher). Vgl. hierzu auch die Aussagen von Holocaustüberlebenden in Anika Walke: *Pioneers and Partisans. An Oral History of Nazi Genocide in Belorussia*. New York 2015.

<sup>39</sup> Siehe zum Beispiel Bemporad: *Becoming Soviet Jews* (wie Anm. 6), S.30.

golten hatte, in dem unterschiedliche Ethnien in vorbildlicher Weise friedlich zusammenlebten, bildete laut Berichten und Erinnerungen von Zeitgenossen in späteren Jahren einen Nährboden für Antisemitismus. Vor allem in den frühen 1970er Jahren kamen diese Tendenzen zum Vorschein.

1973 veröffentlichte der Literaturkritiker, Dichter und Journalist Maxim Lužanin (1909–2001)<sup>40</sup> das Gedicht „Praz vajnu. Frahmenty z dzjonnika“ („Durch den Krieg. Fragmente aus einem Tagebuch“), das er 1943/44 geschrieben hatte.<sup>41</sup> Wenig überraschend preist er darin den Heldenmut und die Opferbereitschaft des sowjetischen, insbesondere des belarusischen Volkes während des Krieges, doch erhebt er auch schwere Vorwürfe gegen eine bestimmte Personengruppe (ohne sie je zu benennen), deren Angehörige er gelinde gesagt als Feiglinge, Speichellecker und Opportunisten beschreibt.<sup>42</sup> Besonders bemerkenswert an dem Gedicht ist, dass es, wie der Titel nahelegt, als dokumentarischer Text präsentiert wird.

Etliche Minsker Jüdinnen und Juden, unter anderem Ovisščer, Davydovič und Grigorij Hess, waren der Ansicht, Lužanin wolle mit dem Gedicht die belarusisch-jüdische Bevölkerung verunglimpfen und abstreiten, dass diese ihren Teil zum Sieg über Nazideutschland beigetragen hatte. Heftiger Protest erhob sich, und die Sache erregte auch im Ausland Aufsehen.<sup>43</sup> Die jüngere Geschichte der sowjetischen Jüdinnen und Juden lieferte ausreichend Gründe, anlässlich dieses Angriffs alarmiert zu sein.

Nicht weniger beunruhigend waren die Aktivitäten von Vladimir Begun (1929–1989), einem in Minsk ansässigen sowjetischen Propagandisten und Mitarbeiter des Instituts für Philosophie der Akademie der Wissenschaften der BSSR. Ab Ende der 1960er Jahre veröffentlichte er in kurzer Abfolge Pamphlete, in denen er die Feinde des Sowjetstaates darstellte. Zu diesen Feinden zählte er auch belarusische Nationalisten und

<sup>40</sup> Mehr zu Lužanin in Tatsiana Astrouskaya: *Cultural Dissent in Soviet Belarus (1968–1988)*. Intelligentsia, Samizdat and Non-Conformist Discourses. Wiesbaden 2019, S. 99.

<sup>41</sup> Veröffentlicht in der Anthologie *Rosy na kalase: Maxim Lužanin, Praz vajnu. Frahmenty z dzjonnika*. In: Ders., *Rosy na kalase*. Minsk 1973, S. 62–87.

<sup>42</sup> Ebd., S. 72–77. Die zeitgenössische belarusische und russische Kritik ging darüber kommentarlos hinweg. Siehe beispielsweise Vladimir Gnilomëdov: *Mnogogrannost' [Rezension zu Rosy na kalase]*. In: *Družba narodov* 10 (1974), S. 275–277.

<sup>43</sup> OSA: HU OSA 300-85-12 183/8.



Freimaurer, doch seine Angriffe gegen den Zionismus und das Judentum waren von besonderer Schärfe.<sup>44</sup>

Zusätzliche Motivation für den Kampf gegen den Antisemitismus lieferten etliche Mordfälle, die sich in Minsk in der ersten Hälfte der 1970er Jahre ereigneten. Unter den Opfern waren der berühmte Medizinprofessor Abram Michelson (1971),<sup>45</sup> der Physikprofessor Teodor Perelman (1974)<sup>46</sup> sowie die Geschwister Tulik.<sup>47</sup>

## Fazit

Der von Elissa Bemporad geprägte Begriff der „verflochtenen Loyalitäten“ („entangled loyalties“) kann, obwohl sie ihn mit Blick auf einen anderen Zusammenhang eingeführt hat, auch auf die erstarkende Bewegung jüdischer Emigration im Minsk der 1970er Jahre angewendet werden.<sup>48</sup>

Für die meisten Sowjetbürger, auch für sowjetische Jüdinnen und Juden, war der Sieg im Zweiten Weltkrieg ein zentrales Element der Identitätsstiftung und blieb dies auch nach der Entscheidung zur Emigration. Eine besonders große Bedeutung hatte er für Jüdinnen und Juden, die im Krieg in der Roten Armee gedient hatten, und nun mit Verweis auf diesen Teil ihrer Biografie sowohl untermauern wollten, dass sie heldenhaft für die Sowjetunion gekämpft hatten, als dass sie sich auch das Recht auf eine Auswanderung nach Israel erstreiten wollten. Lev Ovsiščer sprach auch dann noch, als der sowjetische Machtapparat ihn bitter enttäuscht hatte, vom Heldenmut der Kriegsjahre. Efim Davydovič trug seinen mit Auszeichnungen geschmückten Militärmantel, wenn er am 9. Mai, dem offiziell-

<sup>44</sup> Siehe etwa Vladimir Begun: Polzučaja kontrrevolucija. Minsk 1974; Ebd.: Vtorženje bez oružija. Moskau 1977. Siehe auch Alexander Friedman: Antizionismus und Anti-Masonismus in der Sowjetunion nach dem israelisch-arabischen Sechstagekrieg (1967). Der Verschwörungstheoretiker Vladimir Ja. Begun (1929–1989). In: Claus Oberhauser (Hg.): Juden und Geheimnis. Interdisziplinäre Annäherungen. Innsbruck 2015, S. 137–151.

<sup>45</sup> Mehr zu diesem Fall findet sich im Bericht der Tochter von Michelson, Freda Sagal'čik: Ubijstvo Professor Michel'sona. Ko 100-letiju so dnja roždenija. Rasskaz dočeri. In: Mishpokha 11 (2002), Auf: [http://mishpoha.org/nomer11/freda\\_sagalchik.php](http://mishpoha.org/nomer11/freda_sagalchik.php) (letzter Zugriff: 22. 12. 2021).

<sup>46</sup> N. N.: Professor-evrej pogib v Minske pri požare. In: Naša Strana, 10. 11. 1974; OSA: HU OSA 300-85-12 183/8. In dieser Veröffentlichung wird Perelmans Name falsch geschrieben.

<sup>47</sup> Ebd.

<sup>48</sup> Bemporad bezieht sich hauptsächlich auf Überschneidungen von Bundismus und Kommunismus in der BSSR der 1920er Jahre, siehe Bemporad: Becoming Soviet Jews (wie Anm. 6), S. 51.

len Tag des Sieges in der UdSSR, jüdische Gedenkveranstaltungen besuchte. Entgegen den Behauptungen der zeitgenössischen sowjetischen Propaganda und westlicher Beobachter<sup>49</sup> waren die Minsker Jüdinnen und Juden, die eine Emigration anstrebten, keine „militanten Antikommunisten“.

Jüdische Minskerinnen und Minsker entschieden sich zur Emigration, kämpften gegen Antisemitismus und bekräftigten ihre Loyalität zum Staat Israel. Dabei konnten sie ihre Identität als sowjetische Bürgerinnen und Bürger nicht gänzlich aufgeben (und wollten dies vielleicht auch gar nicht). Und sie blieben weiterhin dem Land und der jiddischsprachigen Kultur der Shtetlech verbunden, in denen viele von ihnen zur Welt gekommen und aufgewachsen waren.

*Aus dem Englischen von Felix Mayer.*

#### BILDNACHWEIS

Abb. 1–2 © Forschungsstelle Osteuropa, Bremen, f. 30.291 (Owsischtscher)  
Abb. 3 © Forschungsstelle Osteuropa, Bremen, F. 30.45 (Levin), 2–157

<sup>49</sup> Vladimir Begun: Sionism i judaizm. Minsk 1972, S. 1.

Alexander Friedman

## Die Belarus-Krise 2020/21 und der Antisemitismus

Am 28. September 2021 stürmte die belarusische Staatssicherheit eine Plattenbauwohnung im Westen der Hauptstadt Minsk. Es kam dabei zu einem Schusswechsel, bei dem zwei Männer getötet wurden: der 32-jährige Bewohner, der IT-Fachmann Andrei Zeltser, ein Anhänger der Protestbewegung gegen das belarusische Lukaschenko-Regime, und der 31-jährige KGB-Leutnant Dmitrij Fedosjuk. Am späten Abend veröffentlichten die staatlichen Medien ein fragwürdiges vom KGB geschnittenes Video, in dem Zeltser als „Mörder“ und „Terrorist“ bezeichnet wurde, der den KGB-Offizier angeschossen und tödlich verletzt habe. Dem „Helden“ und „Patrioten“ Fedosjuk sei es aber noch gelungen, das Feuer zu erwidern und den „Täter“ auszuschalten.<sup>1</sup> Diese offizielle Version dominierte anschließend die belarusische Staatspropaganda und wurde auch von russischen Kreml-nahen Medien übernommen.<sup>2</sup>

Die Tragödie polarisierte in einer Gesellschaft, die nach den gefälschten Präsidentschaftswahlen 2020 und darauffolgenden landesweiten Protesten ohnehin schon gespalten war und in der sich zunehmend Widerstand gegen die repressive Politik des Staatsherrn Alexander Lukaschenko regte: Manche Experten warnten vor einem drohenden Bürgerkrieg.<sup>3</sup> Aus Lukaschenkos Umfeld kamen Forderungen nach Rache. Der einsti-

<sup>1</sup> RBK: Oficer KGB i programmist iz Minska pogibli v perestrelke. Auf: rbc.ru, 29. November 2021, <https://www.youtube.com/watch?v=v1KLg4Dtp-U>. Die in diesem Beitrag verwendeten Internetseiten wurden am 22. Januar 2022 konsultiert.

<sup>2</sup> Pavljuk Bykovskij: Perestrelka v svete standartov novostnoj žurnalistiki. Auf: mediaiq.by, 29. September 2021, <https://mediaiq.by/article/perestrelka-v-svete-standart>; Oleg Klimovič: Gostelekanaly obidelis' na CNN i skorbeli. Auf: mediaiq.by, 5. Oktober 2021, <https://mediaiq.by/article/gostelekanaly-cnn-i-sko>.

<sup>3</sup> Elena Danejko, Dmitrij Semënov: „Tragedija, kogda belorus streljaet v belorusa“ Belorusskij ekspert o gibeli Andreja Zel'cera i sotrudnika KGB. Auf: ru.Delfi.lt, 1. Oktober 2021, <https://www.delfi.lt/ru/abroad/belorusia/tragediya-kogda-belorus-strelyaet-v-belorusa-belorusskij-ekspert-o-gibeli-andreja-zelcera-i-sotrudnika-kgb.d?id=88325741>.

ge Chef des Generalstabs der belarusischen Armee, General Oleg Belokonev, verstieg sich zu einem Vorschlag, der an den „Sühnebefehl“ des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht vom 16. September 1941 für besetzte Länder erinnerte: Für jeden getöteten KGB-Mann oder Polizist forderte Belokonev die Hinrichtung von bis zu hundert Personen.<sup>4</sup> In sozialen Netzwerken wurde indes über den Zwischenfall diskutiert, wobei nicht wenige Menschen mit Zeltser sympathisierten und den Tod des „KGB-Schergen“ Fedosjuk feierten.<sup>5</sup> In den nächsten Tagen nahmen der KGB und die Miliz (Polizei) etwa zweihundert Personen fest, die Zeltser gelobt und über Fedosjuk abfällig gesprochen haben sollen. Diese Menschen blieben in Untersuchungshaft, während das Staatsfernsehen mehrere „Reuevideos“ ausstrahlte, in denen diese vermeintlichen „Zeltser-Verehrer“ – wohl unter Folter – sich selbst geißelten und für ihre Kommentare um Verzeihung baten.<sup>6</sup> Zu den Festgenommenen im Fall Zeltser gehörte auch der Reporter der auflagenstärksten nichtstaatlichen Zeitung *Komsomol'skaja pravda v Belarusi*, des Ablegers der größten russischen Boulevardzeitung *Komsomol'skaja pravda* („Komsomolwahrheit“), Gennadij Moschejko, der ein Interview mit einer Klassenkameradin des getöteten IT-Fachmannes zu veröffentlichen wagte. Das besagte Interview wurde diesem Blatt zum Verhängnis: Kurz danach musste die *Komsomol'skaja pravda v Belarusi* ihr Erscheinen einstellen.<sup>7</sup>

Nach Zeltzers und Fedosjuks Tod startete die belarusische Staatspropaganda eine Hetzkampagne gegen die demokratische Protestbewegung, als deren Symbol nunmehr Andrei Zeltser galt, und setzte bewusst auf die Dämonisierung dieses Angestellten des US-amerikanischen Unternehmens EPAM, wobei ihn belarusische und russische Publikationen als ver-

<sup>4</sup> General Belokonev predložil ubit' sto čelovek v otvet na gibel' sotrudnika KGB. Auf: reform.by, 1. Oktober 2021, <https://reform.by/262995-general-belokonev-predložhil-ubit-sto-chelovek-v-otvet-na-gibel-sotrudnika-kg>.

<sup>5</sup> Vadim Prokop'ev: Andrej Zel'cer ispolnil mečtu millionov belarusov. On geroj Novoj Belarusi. Auf: In time Ukraine LIVE, 30. September 2021, <https://www.youtube.com/watch?v=s0jOJb94amw>.

<sup>6</sup> Tat'jana Nevedomskaja: „Nepравil'no soboleznoval“. Rodnye i pravozaščitniki o zaderžannyh za komentarii v Seti. Auf: Deutsche Welle 14. Oktober 2021, <https://www.dw.com/ru/nepравilno-soboleznoval-rodnye-i-pravo-zashhitniki-o-zaderzhannyh-za-komentarii/a-59504340>.

<sup>7</sup> O. A.: V Belarusi pred'javleno obvinenie žurnalistu „KP“ Možejko. Auf: svoboda.org, 12. Oktober 2021, <https://www.svoboda.org/a/v-belarusi-predyavleno-obvinenie-zhurnalistu-kp-mozheyko/31504688.html>.

meintlichen US-Bürger und CIA-Agent präsentierten und auf seine mutmaßliche jüdische Herkunft verwiesen<sup>8</sup>. Es wurde das Bild vom „jüdischen Täter“ konstruiert.

Lukaschenkos Lieblingsmoderator Grigorij Azarjonok etwa, in Israel als antisemitischer Hetzer bekannt,<sup>9</sup> griff den „US-Amerikaner“ Zeltser im Staatsfernsehen an; er bediente sich der antisemitischen Chiffre „Kosmopolit“ aus Sowjetzeiten und brachte den Getöteten mit regimekritischen Journalisten und Bloggern jüdischer Herkunft in Verbindung.<sup>10</sup> Dass Azarjonoks antisemitischer Ausfall keine Entgleisung eines einzelnen übereifrigen Judenhassers, sondern vielmehr eine von der Staatsführung gewünschte antisemitische Rhetorik war, bestätigte der Auftritt von Staatschef Lukaschenko, der den jüdisch anmutenden Nachnamen Zeltser mit tiefem Abscheu buchstabierte und gleichzeitig die slawische beziehungsweise belarusische Herkunft der KGB-Männer, die Zeltzers Wohnung gestürmt hatten, hervorhob.<sup>11</sup>

Stellt die antisemitische Kampagne im Fall Zeltser eher eine Ausnahme dar, oder handelt es sich um eine gezielte Strategie der belarusischen Staatsführung, bei der der Antisemitismus im Kampf gegen die Protestbewegung instrumentalisiert wird? Welche Rolle spielt der Antisemitismus überhaupt im Kontext der andauernden Belarus-Krise, und wie wurde diese Krise von jüdischen Menschen in und aus Belarus wahrgenommen?

Die vorliegende Studie nimmt sich dieser Fragen an. Sie beruht auf Pressepublikationen belarusischer und ausländischer Medien und auf Interviews mit jüdischen Zeitzeugen\*innen. Zunächst wird die Lage von Juden in Belarus nach dem Zusammenbruch des Kommunismus zusammenfassend geschildert. Danach stehen die Proteste gegen die Lukaschenko-Dik-

<sup>8</sup> O. A.: Sotrudnika KGB Belorussii ubil graždanin SŠA Zel'cer. Auf: mk.ru, 28. September 2021, <https://www.mk.ru/incident/2021/09/28/sotrudnika-kgb-belorussii-ubil-grazhdanin-ssha-zelcer.html>; Jurij Sizov: Lukašenko poručil „posekundno“ razobrat'sja s ubijstvom sotrudnika KGB v Minske. Auf: rg.ru, 29. September 2021, <https://rg.ru/2021/09/29/lukashenko-poruchil-posekundno-razobratsia-s-ubijstvom-sotrudnika-kgb-v-minske.html>; O. A.: Terrorist s amerikanskim graždanstvom ne terrorist. Auf: Želtye slivy, 29. September 2021, <https://t.me/zheltyeslivy/25617>.

<sup>9</sup> Liliana Bluštejn: „Ozarenie“ Azarěnka. Auf: Israegeo.com, 4. Oktober 2021, <http://www.isrageo.com/2021/10/04/ozarazar/>.

<sup>10</sup> Grigorij Azarěnok: Tajnye pružiny politiki 2.0. Auf: ctv.by, 29.9.2021, <http://www.ctv.by/grigorij-azaryonok-nam-obyavlena-voyna-na-voyne-net-neytralnoy-storony-net-otsidevshegosya-i>.

<sup>11</sup> Pul pervogo: Lukašenko raskryl nekotorye podrobnosti gibeli oficera KGB. Auf: Telegram, 1. Oktober 2021, [https://t.me/pul\\_1/3694](https://t.me/pul_1/3694).

tatur (seit August 2020) und deren Rezeption durch jüdische Menschen im Mittelpunkt. Im letzten Teil des Beitrages werden der Antisemitismus und die ambivalente Israel-Politik des Lukaschenko-Regimes thematisiert.

### Juden in Belarus nach dem Zusammenbruch des Kommunismus

Belarus spielt eine wichtige Rolle in der Geschichte der Juden in Osteuropa. Einst galten die Gebiete der heutigen Republik Belarus als „Schtetl-Land“ mit einer mehrheitlich jüdischen Stadtbevölkerung, ebenso als ein bedeutendes Zentrum des jüdischen geistigen Lebens in Europa.<sup>12</sup> Im 20. Jahrhundert wurde diese „jüdische Welt“ zerstört. Nach der turbulenten Kriegsepoche (Erster Weltkrieg, polnisch-sowjetischer Krieg 1919 bis 1921) folgten das bolschewistische Experiment, das das jüdische Leben radikal veränderte, und anschließend die deutsche Okkupation von 1941 bis 1944, die in Belarus 600 000 bis 800 000 jüdische Opfer forderte.<sup>13</sup>

Während die erste sowjetische Volkszählung aus der Nachkriegszeit (1959) in der Belarusischen Sozialistischen Sowjetrepublik (BSSR) etwa 150 000 Holocaustüberlebende und ihre Nachkommen registrierte, ging die jüdische Bevölkerung – in erster Linie aufgrund der Auswanderung – bis 1989 auf 112 000 Menschen zurück.<sup>14</sup> In den nächsten drei Jahrzehnten schrumpfte die Anzahl der Juden und Jüdinnen weiterhin: auf etwa 9 500 sogenannte *core jews* – jüdische Menschen nach dem Mutterprinzip und mit einer jüdischen Identität; beziehungsweise auf zirka 33 000 Bürger\*innen, die als jüdisch im Sinne des israelischen Rückkehrgesetzes, das heißt mit mindestens einem jüdischen Großelternanteil, gelten.<sup>15</sup>

<sup>12</sup> Zur Geschichte der Juden in Belarus siehe beispielsweise Emanuil H. Ioffe: Die Juden Weißrußlands im 17. und 18. Jahrhundert. In: Dietrich Beyrau, Rainer Lindner (Hg.): Handbuch der Geschichte Weißrußlands. Göttingen 2001, S.377–391 und Mikola Iwanou: Die jüdische Welt in Weißrußland vom Ende des 19. Jahrhundert bis zum Holocaust. In: Ebd., S.392–406.

<sup>13</sup> Zur NS-Okkupation und zum Holocaust in Belarus siehe beispielsweise Christian Gerlach: Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941 bis 1944. Hamburg 1998.

<sup>14</sup> Irina Elenskaja, Evgenij Rozenblat: Dinamika čislenosti i rasselenija belorusskich evreev v XX veke. Auf: Demoskop Weekly, 17.–30. März 2003, <http://www.demoscope.ru/weekly/2003/0105/analit03.php>.

<sup>15</sup> Vladimir Chanin, Velvl Černin: Evrejskaja identičnost' v byvšem SSSR. Parametry, modeli, vyzovy. Tel Aviv 2020, S.24.

Der jüdische Exodus aus Belarus begann also noch in der Sowjetzeit und setzte sich nach dem Zusammenbruch des Kommunismus und der Etablierung des neosowjetischen autoritären Lukaschenko-Regimes (1994) fort. Die meisten Jüdinnen und Juden aus Belarus waren nach Israel, andere in die USA und später nach Deutschland ausgewandert.<sup>16</sup> Die jüdische Auswanderung aus Belarus lässt sich auf das Zusammenspiel mehrerer Faktoren zurückführen, Jüdinnen und Juden verließen dieses Land aus unterschiedlichen Gründen: aus politischen (Ablehnung des kommunistischen Systems und später der Lukaschenko-Diktatur), ideologischen (zionistische Überzeugungen), gesundheitlichen (Auswirkungen der Tschernobyl-Katastrophe 1986) und wirtschaftlichen. Der Antisemitismus, der in Belarus in der Regel einen latenten und keinen aggressiven Charakter hatte und zudem schwächer als in vielen anderen osteuropäischen Staaten ausgeprägt war, dürfte hingegen eher eine untergeordnete Rolle gespielt haben.<sup>17</sup>

Unter Lukaschenko zeigt der belarusische Staat wenig Interesse an der Wiederbelebung jüdischer Kultur. Obschon jüdische Gemeinden, religiöse, kulturelle und soziale Einrichtungen ihre Arbeit fortsetzen können, werden sie vom autoritären Regime engmaschig kontrolliert und sind auf finanzielle Unterstützung aus dem Ausland angewiesen, denn die staatliche Förderung bleibt in der Regel aus. Der Holocaust wurde in der belarusischen Erinnerungskultur über den Zweiten Weltkrieg wenig beachtet, während die Aufarbeitung brisanter Kapitel der jüdischen-belarusischen Geschichte – etwa die Mitwirkung von Belarussen an der nationalsozialistischen Judenverfolgung und -vernichtung oder der Antisemitismus aus der Sowjetzeit – de facto nicht stattfand. Die seit Jahren registrierte rasante Verbreitung antisemitischer Ressentiments in der belarusischen Gesellschaft – gerade unter Menschen, die Lukaschenko unterstützen – wird ignoriert.<sup>18</sup>

<sup>16</sup> Elenskaja, Rozenblat: *Dinamika čislenosti i rasselenija belorusskich evreev v XX veke* (wie Anm. 14).

<sup>17</sup> Zur Geschichte der Juden in Belarus nach 1945 siehe Leonid Smilovickij (= Leonid Smilovitsky): *Evrei Belarusi. Do i posle Holokosta*. Jerusalem 2020. Zum Antisemitismus in Belarus siehe etwa *The ADL Global 100: An Index of Anti-Semitism*, <https://global100.adl.org/country/belarus/2014>.

<sup>18</sup> Hierzu siehe Ryhor Astapenia: *Belarusians' views on the political crisis. Results of a public opinion poll conducted between 1 and 10 November 2021*. Auf: <https://www.chathamhouse.org/2022/01/belarusians-views-political-crisis>; Leonid Smilovickij: *Otnošenje k Cholokostu v Sovetskom*

Im Gegensatz zu Russland oder zur Ukraine, wo Menschen jüdischer Herkunft das politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben stark prägen und wo sich das antisemitische Feindbild „jüdischer Oligarchen“ etablierte<sup>19</sup>, sind Jüdinnen und Juden im öffentlichen Leben der Republik Belarus kaum präsent. Der Staatschef Lukaschenko, der sporadisch durch antisemitische Entgleisungen auffiel und etwa vom Staat Israel dafür scharf kritisiert wurde<sup>20</sup>, betonte paternalistisch, dass die Juden auch „unsere Menschen“ seien.<sup>21</sup> Diese eher populistische, vor allem an Israel und an US-amerikanische Juden gerichtete Botschaft, kam jedoch bei vielen nichtjüdischen Belarusen und Belarusinnen nicht an: Im frühen 21. Jahrhundert war in Belarus eine Vorstellung über „fremde Juden“ fest verankert, die einst in Belarus gelebt und später dieses Land verlassen hätten.<sup>22</sup> Aus der „jüdischsten Republik“ der UdSSR<sup>23</sup> ist eine Republik ohne Juden geworden.

### Proteste gegen die Lukaschenko-Diktatur

Im August 2020 geriet die Republik Belarus verstärkt ins Blickfeld der internationalen Öffentlichkeit. Am 9. August fanden dort die umstrittenen Präsidentschaftswahlen statt, wobei sich Alexander Lukaschenko mit 80,1 Prozent der Stimmen erneut zum Sieger erklären ließ. Da die Wahlfälschung diesmal besonders dreist und offenkundig war, gingen zahlreiche Belarusinnen und Belarusen auf die Straße. Lukaschenko

Sojuje i soveremnoj Belarus. In: *Annales Universitatis Mariae Curie-Skłodowska. Sectio M1* (2016), S.205–212.

<sup>19</sup> Henrietta Mondry: *Exemplary Bodies. Constructing the Jew in Russian Culture 1880s to 2008*. Boston, Mass. 2009, S.232–243.

<sup>20</sup> Vadim Dovnar: *Belorussiju uličili v bytovom antisemitizme*. In: *Komersant*, 20. Oktober 2007; M. Klebanov: „Evreev ne upominat’!“. In: *Evrejskij obozrevatel’* 9 (2016). Auf: <https://jew-observer.com/politika/evreev-ne-upominat/>.

<sup>21</sup> *Doklad Prezidenta Respubliki Belarus’ Aleksandra Lukašenko na četvertom Vsebelorusskom narodnom sobranii*. Auf: [president.gov.by](http://president.gov.by), 6. Dezember 2010, [http://president.gov.by/ru/news\\_ru/view/doklad-prezidenta-respubliki-belarus-aleksandra-lukashenko-na-četvertom-vsebelorusskom-narodnom-sobranii-5895/](http://president.gov.by/ru/news_ru/view/doklad-prezidenta-respubliki-belarus-aleksandra-lukashenko-na-četvertom-vsebelorusskom-narodnom-sobranii-5895/).

<sup>22</sup> Aleksandr Fridman (=Alexander Friedman): *Zakon o „genocide belorusskogo naroda“: kogda tragediju prevraščajut v amoral’nuju politiku*. Auf: *Deutsche Welle*, 27. Dezember 2021, <https://www.dw.com/ru/chto-netak-s-zakonom-o-genocide-belorusskogo-naroda/a-60251597>.

<sup>23</sup> Dieses Bild wurde auch in der nationalsozialistischen antisemitischen Propaganda verbreitet. Gertrud Poehl, Margarethe Agthe: *Das Judentum – das wahre Gesicht der Sowjets*. Berlin 1942, S.132.



ließ die Proteste mit Gewalt auflösen, mindestens sieben Personen kamen im August und Herbst 2020 ums Leben, Zehntausende wurden festgenommen oder wanderten aus Belarus aus.<sup>24</sup>

Die andauernde Belarus-Krise rief sowohl bei der jüdischen Bevölkerung im Land als auch bei aus Belarus stammenden Jüdinnen und Juden in Israel, Europa und in den USA tiefe Besorgnis hervor. Um ein genaueres Bild davon zu bekommen, wie sie die Ereignisse in Belarus wahrnehmen, führte der Verfasser dieses Beitrages im Oktober und Anfang November 2020 insgesamt dreißig qualitative schriftliche und mündliche Interviews mit Frauen (16) und Männern (14) im Alter von 22 bis 82 Jahren aus verschiedenen Gesellschaftsschichten (Studierende, Beamt\*innen, Unternehmer\*innen, Rabbiner, Rentner\*innen), die in Belarus geboren wurden und in Minsk und in anderen Großstädten des Landes (15 Personen), in Israel (6), in den USA (4), in Deutschland (3) und in Russland (2) leben und leben. Unter den Befragten waren sowohl *core jews* als auch Menschen, die zwar nicht als jüdisch im Sinne des Religionsgesetzes *Halacha* gelten, sich jedoch als Jüdinnen und Juden wahrnehmen. Ihre jüdischen Identitäten sind vielfältig: Manche von ihnen bezeichneten sich als Teil des „jüdischen Volkes“ oder hoben ihre „jüdische Nationalität“ hervor. Andere stellten sich als „Menschen jüdischen Glaubens“, „Belarus\*innen jüdischer Herkunft“ oder „Belarus\*innen mit jüdischen Vorfahren“ vor.<sup>25</sup>

Der Fragenkatalog bestand aus insgesamt zwölf Fragen über die Situation in Belarus nach den Präsidentschaftswahlen 2020, über die demokratische Protestbewegung, deren Ziele, Charakter und Chancen sowie über die Rolle von Jüdinnen und Juden, „jüdische Themen“ und den Antisemitismus im Kontext der Belarus-Krise. Obschon es sich um anonyme Interviews handelte, wollten etliche – gerade ältere Personen – nicht an der Untersuchung teilnehmen, da sie die Verfolgung durch das Lukaschenko-Regime befürchteten. Trotzdem er-

<sup>24</sup> Zur Entwicklung der Protestbewegung in Belarus siehe zum Beispiel das Heft „Macht statt Gewalt oder: Gewalt statt Macht. Belarus. Schritte zur Freiheit oder: Repression, Schikane, Terror“ der Zeitschrift *Osteuropa* 10/11 (2020); Melanie Arndt, Annette Schuhmann (Hg.): Jetzt kennen uns alle. Ein Dossier zur gegenwärtigen Situation in Belarus. In: *Zeitgeschichte online*, 15. Dezember 2020. Auf: <https://zeitgeschichte-online.de/node/58300>.

<sup>25</sup> Zu jüdischen Identitäten in Belarus vgl. Chanin, Černin: *Evrejskaja identičnost' v byvsšem SSSR* [wie Anm. 15], S. 60.

1 Solidaritätsaktion mit der belarusischen Protestbewegung in Tel Aviv am 5. Februar 2021



fasst die Studie wichtige Tendenzen, die unter Jüdinnen und Juden Ende 2020 verbreitet waren.<sup>26</sup>

Die Proteste gegen die Lukaschenko-Diktatur führten zu einer zunehmenden Spaltung der belarusischen Gesellschaft. Die durchgeführte Studie und Analysen von Experten in Belarus und Israel<sup>27</sup> zeigten, dass sich diese Tendenz auch im kleinen jüdischen Segment der belarusischen Gesellschaft beobachten ließ: Während sich etliche, vor allem jüngere Jüdinnen und Juden – in erster Linie in Minsk – der Protestbewegung gegen Lukaschenko angeschlossen und an diversen Protestaktionen teilgenommen hatten, tauchten sporadisch – nicht zuletzt unter älteren Menschen – überzeugte Anhänger\*innen und Sympathisant\*innen des Staatsherrn auf. Neben erbitterten Gegner\*innen und glühenden Befürworter\*innen des Systems Lukaschenko gab es noch drei weitere bemerkenswerte jüdische Gruppen: 1.) Personen, die zwar mit Lukaschenko unzufrieden waren, sich jedoch von der Protestbewegung aus diversen Gründen distanzierten; 2.) ein zahlenmäßig kleiner Kreis gläubiger, praktizierender Jüdinnen und Juden, die sich von der belarusischen Innenpolitik fernzuhalten versuchten und lieber unter sich blieben; 3.) Gemeindefunktionäre, die, zumal

<sup>26</sup> Die Studie wurde Ende 2020 veröffentlicht. Vgl. Alexander Friedman: *Belarusian Revolution 2020. Jewish Perspectives*. In: *Ab Imperio* 3 (2020), S. 323–348.

<sup>27</sup> Friedman: *Belarusian Revolution* (wie Anm. 26), S. 326 f.

um Neutralität bemüht, vom Regime oft instrumentalisiert wurden.<sup>28</sup>

Unter Jüdinnen und Juden, die aus Belarus stammten, dominierten, sofern sie sich für die Situation in ihrer Heimat überhaupt interessierten, eher Lukaschenko-Kritiker\*innen, von denen manche an Solidaritätskundgebungen und an Spendenkampagnen teilnahmen oder sich sogar für die belarusische Opposition im Ausland engagierten.

Die meisten Befragten betonten in ihren Interviews, dass sie 2020 nicht mit einem solchen Ausmaß der Proteste gerechnet hätten und von den andauernden Repressionen schockiert seien. Manche Jüdinnen und Juden zeigten sich von nicht-jüdischen Mitbürger\*innen angetan, denen sie die Courage, Hartnäckigkeit und Freiheitsliebe nicht unbedingt zugetraut hätten. Lukaschenkos jüdische Anhänger\*innen machten hingegen keinen Hehl aus ihrer Enttäuschung über viele Belarus\*innen – vor allem über junge Menschen und zahlreiche Frauen –, die Lukaschenko den Rücken zugekehrt hätten.

Obschon die Studie im Oktober und Anfang November 2020 durchgeführt wurde, als die Proteste auf den belarusischen Straßen noch andauerten, glaubten die meisten befragten Jüdinnen und Juden in Belarus nicht mehr an eine Niederlage Lukaschenkos in absehbarer Zeit. Unter jüdischen Lukaschenko-Gegner\*innen im Ausland hingegen, welche die belarusischen Ereignisse aus der Ferne beobachteten, herrschte weiterhin eine überzogene Aufbruchsstimmung, die sich jedoch 2021 als trügerisch entpuppte.

Wurde die Rezeption der Proteste überhaupt durch jüdische Identitäten der Befragten beeinflusst? Anhänger\*innen der Protestbewegung betonten in ihren Interviews, dass sie nicht als Jüdinnen oder Juden gegen Lukaschenkos Diktatur und für einen freien und demokratischen Staat kämpfen würden, sondern als belarusische Bürger\*innen und Patriot\*innen. Eine Auswanderung im Falle einer Niederlage der Protestbewegung und von weiteren Verschärfungen der repressiven Politik schlossen viele von ihnen nicht aus. Für Lukaschenkos Anhänger\*innen und vor allem für „Neutralisten“ aus der Gemeindeführung beziehungsweise für politikferne Gläubige stand hingegen die jüdische Perspektive stets im Vordergrund, wobei der Einfluss der russischen antiukrainischen Berichter-

<sup>28</sup> Ljudmila Gladkaja: Kto oskorbijaet zachoronienija žertv Holokosta. Auf: sb.by, 22. Juli 2021, <https://www.sb.by/articles/o-pamyati-i-podlosti.html>.

stattung in diesem Fall nicht zu übersehen war. Seit dem Ausbruch der Ukraine-Krise 2013/14 schufen die in Belarus verbreiteten, von Moskau kontrollierten Medien das Feindbild einer „faschistischen Ukraine“, in der angeblich Neonazis und Antisemiten ungehindert schalten und walten würden.<sup>29</sup> So befürchteten manche befragten belarusischen Jüdinnen und Juden, dass der Machtwechsel in Minsk zu „ukrainischen Verhältnissen“ – das heißt zu einer Verstärkung des Antisemitismus – führen könnte.

Zwar kamen „jüdische Themen“ im Kontext der Belarus-Krise bereits im Sommer und Herbst 2020 auf die Tagesordnung, wobei das von Moskau abhängige Regime, das von der EU und von den USA verurteilt wurde, auf antiwestliche, teils antisemitisch angehauchte Verschwörungsmymen setzte. Doch wurden diese Tendenzen von Juden und Jüdinnen in Belarus kaum wahrgenommen und riefen keine Empörung hervor. In Israel, in den USA und in Europa wurden diese Besonderheiten hingegen nicht selten aufgegriffen.

### Juden und Israel in der belarusischen Staatspropaganda: eine Doppelstrategie

Die antisemitische Kampagne, die das belarusische Regime seit dem Sommer 2020 betreibt, besteht im Wesentlichen aus zwei Komponenten: 1.) Verunglimpfung jüdischer Menschen in Belarus, die mit der Protestbewegung offen sympathisieren, sowie einzelner Juden im Ausland, die als Hintermänner des gegen Lukaschenko gerichteten „Staatstreichs“ hingestellt werden; 2.) Instrumentalisierung der Schoa.

Noch im August 2020 konstruierte die belarusische Staatspropaganda das Bild eines aus dem westlichen Ausland gesteuerten „antibelarusischen Komplotts“, als deren Drahtzieher die „Juden“, der US-Philanthrop George Soros und der französische Intellektuelle Bernard-Henri Lévy galten. Im Vordergrund stand dabei vor allem Lévy, der sich am 19. August 2020 in Vilnius mit der aus Belarus vertriebenen Lukaschenko-

<sup>29</sup> Olëna Bagno-Moldavski: *Evrejskaja diaspora i rossijsko-ukrainskij krizis*. In: *Russie.Nei.Visions* 83 (2015). Auf: [https://www.ifri.org/sites/default/files/atoms/files/ifri\\_rnv83\\_ru\\_bagno\\_jewish\\_diaspora\\_february\\_2015.pdf](https://www.ifri.org/sites/default/files/atoms/files/ifri_rnv83_ru_bagno_jewish_diaspora_february_2015.pdf); Semen Čarnyj: „Evrejskij vopros“ i „ukrainskij krizis“ 2014–2015 gg. Projavlenija antisemitizma i polit-technologičeski obvinenija v antisemizime. In: *Forum novejšej vostočnoevropejskoj istorii i kul'tury* 2 (2015). Auf: <https://www1.ku.de/ZIMOS/forum/docs/forumruss24/03Semen%20Charnyj.pdf>.

Rivalin Swetlana Tichanowskaja getroffen hatte und anschließend in Frankreich, Deutschland und in den USA eine Reihe enthusiastischer Artikel über diese „Muse der Revolution“ veröffentlichte. Der renommierte, gut vernetzte Philosoph verglich Tichanowskaja etwa mit der jungen Angela Merkel und sogar mit Jeanne d'Arc, der legendären Jungfrau von Orleans, und inszenierte sie als eine sympathische Politnovizin, die die Wahlen in Belarus gewonnen habe und nunmehr das „groteske und blutrünstige“ Regime des mit Russland eng verbundenen Diktators Lukaschenko herausfordere.<sup>30</sup>

Damit zog Lévy, der im postsowjetischen Raum vor allem als Befürworter der demokratischen Erhebungen in Georgien (2003) und in der Ukraine (2005, 2013/2014) sowie als konsequenter Kreml-Kritiker bekannt ist, die Aufmerksamkeit der Lukaschenko- und Putin-treuen Medien auf sich. Diese gingen ihn manchmal offen, häufiger aber subtil antisemitisch an, brachten seinen Nachnamen mit antisemitischen Chiffren in Verbindung und verunglimpften ihn als einen „Goebbels moderner Zeiten“.<sup>31</sup>

Im Zusammenhang mit Lévy wurde Tichanowskaja jedoch nicht zum ersten Mal als eine „jüdische Marionette“ dargestellt. Noch vor den Wahlen waren in sozialen Netzwerken abstruse Gerüchte darüber im Umlauf, wer alles „jüdisch“ sei oder über die israelische Staatsbürgerschaft verfüge: etwa der im Juni 2020 festgenommene aussichtsreiche Präsidentschaftskandidat, Bankier und Kunstmäzen Wiktor Babariko, der übrigens insbesondere Werke aus Belarus stammender jüdischer Maler der École de Paris (Chaim Soutine und andere)

<sup>30</sup> Aljaksandar Frydman (= Alexander Friedman): „Kryvažerny scjarvjatnik kaljarowych revaljucyj“. Bernar-Anry Levi, belaruskaja revaljucyja i antysemyzm. Auf: [abdziralovic.by](https://abdziralovic.by), 10. Februar 2021, <https://abdziralovic.by/alyaksandar-frydman/>; Ders.: Feindbild BHL. In: Jüdische Allgemeine Zeitung, 8. April 2021.

<sup>31</sup> Ebd.



2 Tweet von Bernard-Henri Lévy nach seinem Treffen mit Swetlana Tichanowskaja im August 2020 in Vilnius

erworben hatte<sup>32</sup>, der Diplomat, Geschäftsmann und ebenfalls Präsidentschaftskandidat Walerij Zepkalo sowie eben Swetlana Tichanowskaja.<sup>33</sup> Die für Antisemiten jüdisch anmutenden Besonderheiten ihrer Aussprache (stimmhafter alveolarer Vibrant) sorgten für weitere judenfeindliche Anspielungen.<sup>34</sup>

Die beliebtesten Angriffsziele der antisemitischen Propaganda sind jedoch Menschen, die im Gegensatz zu Tichanowskaja oder Babariko tatsächlich jüdischer Herkunft sind. Hierzu gehören der Analytiker und Publizist Artyom Shraibman, der Belarus im Mai 2021 verlassen musste<sup>35</sup>, der in Moskau ansässige Blogger Maxim Katz<sup>36</sup>, der im August und Herbst 2020 die Proteste gegen Lukaschenko in seinen Youtube-Videos kommentierte, wie auch der Verfasser dieses Beitrages, dessen kritische Publikationen über den Antisemitismus und die Instrumentalisierung der Schoa in Belarus bekannt geworden sind.<sup>37</sup>

In der offiziellen belarussischen Geschichtsschreibung vor 2020 konsequent vernachlässigt, gewann die Schoa erst im Kontext der Belarus-Krise an Bedeutung. Einige misshandelte und gefolterte Anhänger\*innen der Protestbewegung verglichen ihr Schicksal auf überzogene Weise mit jenem europäischer Juden und Jüdinnen im Nationalsozialismus. Vor allem aber schlachteten die Machthaber das bis dato wenig beachtete Thema der belarussischen Kollaborateure im Zweiten Weltkrieg aus, deren Mitwirkung an der Judenverfolgung und -vernichtung nunmehr herausgehoben wurde, um eine geistige Verwandtschaft zwischen den Kollaborateuren von einst und der modernen Protestbewegung zu behaupten. Die weiß-rot-weiße Fahne der Protestbewegung, die auch Kollaborateure im Krieg verwendeten, wurde zu einem Symbol des Holocaust und weiterer NS-Verbrechen erklärt.<sup>38</sup> Wie absurd dieser Fah-

<sup>32</sup> Korporativnaja kolekcija Belgazprombanka. Auf: Art Belarus, <https://artbelarus.by/ru/collection.html>.

<sup>33</sup> Frydman: „Kryvažerny scjarvjatnik kaljarowych revaljucyj“ (wie Anm. 30).

<sup>34</sup> Želtye slivy: Ęto nepodražaemo, Ęto – klinika. Auf: Telegram, 10. November 2021, <https://t.me/zheltyeslivy/28580>.

<sup>35</sup> Shraibman: Account. Auf: Telegram, <https://t.me/shraibman>.

<sup>36</sup> Maksim Kac: Account. Auf: YouTube, <https://www.youtube.com/c/maxkatz1>.

<sup>37</sup> Jak zvjazanyja antysemitizm i pratęsty. Auf: euroradio.fm, 2. März 2021, <https://www.youtube.com/watch?v=FHv1D6uHOV4>.

<sup>38</sup> Alexander Friedman: Juden in Belarus. Holocaust und Antisemitismus. In: Evangelische Kirche in Deutschland (Hg.): Fürbitte für Bedrängte und Verfolgte. Sonntag Reminiszere, 13. März 2022. Im Fokus: Belarus. Hanno-

nen-Wahn der belarusischen Diktatur war, zeigte sich beim Gerichtsprozess gegen die 87-jährige Holocaustüberlebende Elisaweta Bursowa, der im Dezember 2020 stattfand. Die Rentnerin wurde zu einer Geldstrafe von umgerechnet 130 Euro verurteilt, weil sie – als Lukaschenko-Gegnerin – eine weiß-rot-weiße Fahne auf ihrem Balkon aufgehängt hatte.<sup>39</sup>

Gleichzeitig entwarf die offizielle Geschichtsschreibung das Konzept des „Völkermords des belarusischen Volkes“ beziehungsweise des „Völkermords der Bevölkerung von Belarus“, der den Holocaust verschleiern oder vereinnahmen sollte: Jüdische Opfer, die in der Sowjetzeit lediglich als „Sowjetmenschen“ oder „sowjetische Zivilisten“ bezeichnet wurden,<sup>40</sup> gelten nunmehr schlicht als „Belarusen“<sup>41</sup>. Lukaschenkos antisemitische Entgleisung am 3. Juli 2021 spiegelt diese Tendenz wider. Anlässlich des 77. Jahrestages der Befreiung der Hauptstadt Minsk von der deutschen Besetzung hielt der Staatschef eine Rede an der Gedenkstätte „Hügel des Ruhmes“ (Kurgan Slavy) bei Minsk. Darin wies er auf den „belarusischen Holocaust“ beziehungsweise den „Holocaust des belarusischen Volkes“ im Zweiten Weltkrieg hin. Während die Juden, vor denen sich die ganze Welt nunmehr verbeuge und Angst habe, „ihren Holocaust“ der ganzen Welt bewiesen hätten, sei der „belarusische Holocaust“ im Ausland kaum bekannt.<sup>42</sup>

Lukaschenkos Unterstellung, „die Juden“ würden den Holocaust ausnützen und Profit aus ihm schlagen, wurde im Ausland und insbesondere in Israel scharf kritisiert, das israelische Außenministerium verurteilte die Äußerungen als „antisemitisch“ und „inakzeptabel“.<sup>43</sup> Für die belarusischen

ver 2021, S. 34–39; Friedman: *Belarussian Revolution 2020* (wie Anm. 26), S. 330–333.

<sup>39</sup> O. A.: „Dožila do ešče odnogo fašizma v svoej strane“. V Belarusi 87-letnjuju pensionerku sudili za flag na balkone. Auf: [currenttime.tv](https://www.currenttime.tv), 15. Dezember 2020, <https://www.currenttime.tv/a/belarus-sud-nad-pensionerkoj/31001757.html>.

<sup>40</sup> Hierzu siehe etwa Zvi Gittelman (Hg.): *Bitter Legacy. Confronting the Holocaust in the USSR*. Bloomington 1997.

<sup>41</sup> O. A.: V Belarusi razrabatyvaetsja zakonoproekt o priznanii genocida belorusskogo naroda. Auf: [belta.by](https://belta.by), 21. Oktober 2021, <https://www.belta.by/society/view/v-belarusi-razrabatyvaetsja-zakonoproekt-o-priznanii-genotsida-belorusskogo-naroda-465645-2021/>.

<sup>42</sup> O. A.: Vystuplenie prezidenta Belarusi na ceremonii vozložhenija v memorial'nom komplekse Kurgan Slavy. Auf: [belta.by](https://belta.by), 3. Juli 2021, <https://www.belta.by/president/view/vystuplenie-prezidenta-belarusi-na-tsereemonii-vozlozhenija-v-memorialnom-komplekse-kurgan-slavy-448858-2021/>.

<sup>43</sup> TOI Staff, JTA: Israel slams 'unacceptable' remarks by Belarus leader

Machthaber kam die Kritik aus Jerusalem eher überraschend. Obwohl unter den Menschen, die bei der Niederschlagung der Proteste im August misshandelt wurden, auch israelische Staatsbürger waren und die belarusische Miliz versuchte, sie mit antisemitischen Parolen zu demütigen, hat sich Israel nicht offen vom belarusischen Regime distanziert und sich weder den Sanktionen der EU noch jenen der USA gegen Belarus angeschlossen.<sup>44</sup> Die belarusische Seite, die sich trotz der innenpolitisch motivierten antisemitischen Kampagne nach außen eher israelfreundlich positionierte und ihre Bereitschaft signalisierte, die Beziehungen mit Israel zu vertiefen, bemühte sich, Lukaschenkos Antisemitismus philosemitisch umzudeuten: Der Staatschef sehe „die Juden“ vielmehr als Vorbild für seine Landsleute, die nun die Welt auf ihre Tragödie aufmerksam machen wollten.<sup>45</sup>

Dabei knüpfte Lukaschenko in seiner Rede am 3. Juli gerade an den propagandistischen Israel-Diskurs an, der durchaus antisemitische Züge aufweist und eine „jüdische Weltherrschaft“ oder zumindest eine „jüdische Dominanz“ im Westen suggeriert. Lukaschenkos Propagandisten stellen Israel als einen skrupellosen Staat dar, der ohne jegliche moralische Bedenken seine Interessen durchsetze und, wenn nötig, das Völkerrecht ignoriere.<sup>46</sup> Dieses verzerrte Bild des „jüdischen Staates“ vermittelt auch der einstige Chef der israelischen Organisation Nativ, Yaakov Kedmi, der seit Jahren im russischen Staatsfernsehen und inzwischen auch in Lukaschenko-treuen Medien als Experte auftritt. Sowohl Kedmi als auch sein jüdischer Kollege aus Deutschland Alexander Sosnowski wurden schließlich im Zusammenhang mit der Zeltser-Affäre eingesetzt: Während die Staatspropaganda das Feindbild des „Juden“ Zeltser konstruierte, spielten Kedmi und Sosnowski die Rolle der „Alibi-Juden“, die die im Ausland erhobenen Antisemitismus-Vorwürfe kontern sollten.<sup>47</sup>

that world bows to Jews. In: The Times of Israel, 7. Juli 2021. Auf: <https://www.timesofisrael.com/israel-slams-unacceptable-remarks-by-belarus-leader-that-world-bows-to-jews/>.

<sup>44</sup> Alexander Friedman: Antisemiten für Lukaschenko. In: taz, 21. Februar 2021.

<sup>45</sup> TOI Staff, JTA: Israel slams 'unacceptable' remarks (wie Anm. 43).

<sup>46</sup> Vaši slivy: Ot podpisčika. Auf: Telegram, [https://t.me/vashi\\_slivy/13024](https://t.me/vashi_slivy/13024).

<sup>47</sup> Azarėnok: STV. Auf: Telegram, 2. Oktober 2021, [https://t.me/Azare-nok\\_TV/9241](https://t.me/Azare-nok_TV/9241); ONT NEWS: Aleksandr Sosnovskij, 30. September 2021, <https://t.me/ontnews/50761>.



## Zusammenfassung

Anfang Oktober 2021 berichteten die Jewish Agency for Israel und das israelische Ministerium für Einwanderung und Integration über den rasanten Anstieg der jüdischen Zuwanderung nach Israel um 31 Prozent. Als Spitzenreiter fungierte dabei ausgerechnet Belarus. Zwischen Januar und September 2021 siedelten aus diesem Land beinahe 1000 Menschen nach Israel über – dies waren 69 Prozent mehr als im gleichen Zeitraum des Jahres 2020.<sup>48</sup>

Diese Entwicklung, die auf die Zuspitzung der Belarus-Krise und auf die andauernden Repressionen des Lukaschenko-Regimes zurückzuführen ist, beschleunigt das Ende der jüdischen Geschichte in Belarus, das sich bereits vor der Etablierung der Lukaschenko-Diktatur 1994 abgezeichnet hatte. Obwohl in Belarus auch während der Lukaschenko-Epoche vor allem aus dem Ausland finanzierte und vom belarusischen Staat kontrollierte jüdische Organisationen, Vereine etc. existieren, findet die Wiederbelebung der jüdischen Kultur in Belarus in einem deutlich geringeren Ausmaß als etwa in Polen, im Baltikum oder in der Ukraine statt. Bei der nichtjüdischen Mehrheit hat sich das Bild von den fremden Jüdinnen und Juden, die einst in Belarus gelebt hätten und spurlos verschwunden seien, eingebürgert.

Die 2020 ausgebrochene innenpolitische Krise spaltete die kleine jüdische Gemeinde, in der es neben Lukaschenko-Gegnern auch Sympathisanten des autoritären Staatschefs gab. Gemeindefunktionäre waren um eine neutrale Haltung bemüht oder ließen sich – Repressionen befürchtend – vom Regime instrumentalisieren.

In seiner Propaganda setzt das Lukaschenko-Regime seit August 2020 auf das probate Mittel des Antisemitismus und schreckt dabei nicht vor kruden judenfeindlichen Verschwörungserzählungen und dem Missbrauch des Holocaust zurück, ohne jedoch gleichzeitig einen offenen Konflikt mit dem Staat Israel provozieren zu wollen.

BILDNACHWEIS  
Abb. 1 © Matvey Lozinsky  
Abb. 2 gemeinfrei

<sup>48</sup> TOI Staff: 31% increase in Jewish immigration to Israel so far this year. In: The Times of Israel, 10. Oktober 2021. Auf: <https://www.timesofisrael.com/31-increase-in-jewish-immigration-to-israel-in-2021-so-far/>.

## Zmitrok Bjaduljas Poem „Juden“ (1915). Ein Aufruf an die belarusischen Juden im Ersten Weltkrieg.

I  
Nacht ohne Mond und Sterne  
Der Herbst ist auf den Hof hinausgegangen  
Trägt einen Wollschal um den Kopf.  
Was bedeutet es schon, dass es neblig war?  
So viel Unglück und Leid.  
Wir warten hier auf unsere Gäste.

Schon drei Wochen sind vergangen  
Seit wir nicht schlafen und Ausschau  
halten ...  
Sogar unser Haus erzittert  
Vor den Kanonenschüssen.  
Bald werden die Kosaken  
Unseren kleinen Ort besetzen.

In der Nacht sehen wir Brände.  
Rauch ersetzt am Tag die Wolken.  
Manchmal sieht man eine Viehherde  
vorbeiziehen.  
Manchmal ist es eine lange Reihe trauriger  
Flüchtlinge.  
Viel Unglück, viele Tränen.

Wir haben gewartet. Es weint die Mutter.  
Der Vater – wie ein Schatten im Haus.  
Er schaut mich spöttisch an.  
– „Na du, Schriftsteller der ‚Naša Niva‘,  
Hast du vergessen, dass wir ‚Itzigs‘<sup>1</sup> sind?“  
Die Mutter beugt sich erschrocken vor.

<sup>1</sup> Der im belarusischen Original an dieser Stelle als russisches Schimpfwort gebrauchte Begriff „Żydy“ verfügt über eine begriffsgeschichtliche Tradition, die im Deutschen am nächsten dem pejorativen „Itzig“ kommt. Zum Begriff „Żyd“ siehe auch den Kommentar zum Poem.

„Was wird hier geschehen? Was wird hier  
geschehen?  
Die Menschen sind wild geworden.  
Abergläubische Gerüchte besagen  
Dass wir Deutsche sind, Spione.  
Wo sollen wir unsere Kinder verstecken, wo?  
Wo sollen wir unsere Sachen verbergen?“

Die Mutter flüstert sehr, sehr leise:  
„Was für ein Elend, was für ein Unglück!  
Berate uns, du bist ein gelehrter Mann ...“.  
Plötzlich fiel mir ein: „Manuskripte“ ...  
Eine Lösung, kein Zögern  
„Gib mir eine Schaufel! In den Gemüse-  
garten!“

Über Nacht gruben wir ein Loch,  
Denn ganz in der Nähe, hinter dem Wald  
Hörte man den Lärm von Kämpfen,  
Die Mutter wischt sich mit dem Kopftuch  
die Augen.  
In der Nähe des Hauses, am Waldrand  
Sitzt Ljolik und zittert.

Neben ihm die kleine Son'ka:  
– „Sag mir Ljolik, bin ich jüdisch?  
Renja, Genja, Papa, Mama,  
Auch die Nachbarn?“  
Ich war leider in der Nähe.  
Wut und Lachen überkommen mich.

Die Kleine mit den schwarzen Augen  
Lässt den Jungen nicht in Ruhe:  
„Sag mir, wessen sind wir schuldig?“  
Ich beiße die Zähne zusammen.  
„Aber warum denn werden Juden dann  
geschlagen?“ –  
Diese Son'ka ist fünf Jahre.

Wir haben die Sachen in einem Loch  
vergraben.  
Der Vater sah ruhig und traurig zu:  
„Es ist nicht ungefährlich, trotz der Nacht –  
Fremde Augen sind umher ...“.  
Das Loch wurde zugeschaufelt und die Erde  
glattgestrichen.  
Da plötzlich kamen die Gäste.

II.  
Heulen und Schreien.  
Das laute Schnalzen der Peitsche.  
Schimpfwörter und Gelächter.  
Die Klänge der Balalajka.

Während dieses blutigen,  
Während des verrückten Balls  
Viel davon verlangten  
Die „Helden“:

„Gib mir zuerst etwas zu trinken!  
Wo sind die Frauen und Mädchen?  
Ihr werdet Euch erinnern  
An die Tage und Nächte auf unsere Weise.

Und euer Leben und euer Geld  
Werden wir selbst uns nehmen.  
Wir sind keine Kinder –  
Siehst Du – der mit dem Schnurrbart

Deutsche! Ihr Itzigs!  
Unser Feind aus dem Innern!  
Euret wegen atmen wir  
Schießpulver an der Front.

Köpfe um Köpfe  
Ihr könnt beten ...  
Hat unser Hauptmann uns gesagt –  
Ihr seid Abtrünnige, rüudige Hunde ...

Vielleicht schlimmer als der Türke,  
Vielleicht schlimmer als der Deutsche ...  
Wir werden eure Häuser auseinandernehmen  
Und sie in Bretter zerlegen ...“

Heulen und Schreien.  
Das laute Schnalzen der Peitsche.  
Schimpfwörter und Gelächter.  
Die Klänge der Balalajka.

Plötzlich ein Wehklagen:  
„Man hat einen Menschen getötet!  
Armer Mordkhe-Lejb,  
Arme Tante<sup>2</sup> ...“

Hier mit der ganzen Familie  
Stehen wir hinter dem Stall.  
Son'ka flüstert erschrocken:  
„Wehe uns, wir sind Juden“ ...

Ihre Augen – ein Abgrund  
Es scheint, als sei sie hundert Jahre alt.  
So viel Leid  
In dieser Kindheit.

Mama sagt „tsores“.  
Und Papa stöhnt:  
„Was sollen wir tun?  
Wie sollen wir das Haus verlassen?“

Ich mache einen Vorschlag:  
Wir gehen in den Kiefernwald.  
In meinen Armen  
Die kleine Sonja.

Ljolik drückt mich fest  
Am Arm,  
So schnell wie möglich  
Müssen wir zum Wäldchen gelangen.

Wir beginnen zu rennen,  
Hinter uns ertönen Schreie.  
Eine durchdringende Stimme:  
„Mama! Mama! Mama!“

Heulen und Schreien.  
Das laute Schnalzen der Peitsche.  
Schimpfwörter und Gelächter.  
Die Klänge der Balalajka.

<sup>2</sup> Im Belarusischen respektvolle Bezeichnung für eine ältere Dame.

## III

Stille, Stille zwischen den Kiefern...  
Auf einem behaarten Baumstamm sitzen  
wir:

Unsere Ängste heilen in der Dunkelheit  
In wenigen menschenleeren Stunden.

Es taucht der Mond aus Schleierwolken auf,  
Seine Augen gelb vor Schmerz.  
Vater bleibt mürrisch, schweigend sitzen,  
Und Ljolik schläft an der Seite von Mutter  
ein.

Es spielt der Mond auf den Dächern der Na-  
delbäume,  
Und wirft einen silbernen Schleier über den  
Baumstumpf.  
Kiefernzapfen fallen wie Nüsse vom Baum,  
Reißen Löcher in die seidene Stille.

Blaue Schatten wandern in der Ferne,  
Blinken und zittern in unseren Augen.  
Dann bewegen sich Äste im Wind,  
Und Sonja sagt: „Ich möchte essen ...“

Wir sitzen, als ob wir nichts hörten, als ob  
wir unser Gehör verloren hätten.  
Wir haben unser Brot vorhin vergessen.  
Die Mutter sagt mit traurigem Seufzen:  
„Es werden uns noch so viele andere  
lebenswichtige Dinge fehlen ...“

## IV

Die Herbstsonne geht über den Wäldern auf  
Fahle Morgenröte am Horizont  
Und die Krähen machen „kra-kra-kra“.  
Irgendwo der Lärm von Kanonen,  
Irgendwo das Feuer von Maschinen-  
gewehren.  
„Was für ein Tararam!“

Der Vater sagt scherzhaft:  
„Wir sind tief im Wald, weit weg von der  
Flur,  
Entflohen mit der ganzen Familie.“

Der Herbst erglüht rot auf den Ahorn-  
bäumen,  
Der Wind flieht vor den Flüchen,  
Wie wir – in die Kiefern.

Da ist am Himmel die Sonne wie ein blasser  
Fleck.  
Weiches Moos und Heidekraut unter den  
Füßen.  
Dort eine junge Birke.  
Krach und Krachen, Lärm und Geschrei auf  
der Straße.  
Wir weichen zurück, o, wir müssen uns  
verstecken ...  
Das sind wir – die „Itziks“ ...

## V

Auf dem Weinstock  
Eine Lerche singt.  
Traurig und klagend:  
„Tsirli-tsirli-nits“.

Sie bittet Mutter um Mitleid:  
In diesen zarten Tönen  
Hört die Mutter ein Lied  
Eine Klage über ihre Qualen.

Sie wischt ihre Augen  
Und schaut uns an:  
„Vollbringe eines deiner Wunder,  
mein Gott, wenigstens einmal ...“.

Son'ka hat einen Pilz gefunden,  
Und will ihn essen, weint.  
– „Wirf ihn weg“, – sage ich –, „wirf ihn weg,  
Denn er ist nur für Hunde!“

Ein unbekannter Hügel,  
Bäume um uns herum.  
Jemand fällt hier Bäume –.  
Frische Späne gibt es viele.

Ein Hirtenjunge,  
Ganz klein, mit einer Flöte,  
Schlägt und schlägt mit einer Peitsche  
Hoch über seinem Kopf.

Ein paar Lämmer,  
Zwei Kühe  
Die Mutter nähert sich vorsichtig  
Dem Jungen

Sie kommt zurück mit  
Einem kleinen Stückchen Brot.  
Sie befiehlt ihrem Töchterchen:  
„Iss, denn du musst essen!“

„Oh, wie gut das schmeckt“ –  
Antwortet das Mädchen.  
Sie vergisst ihre Angst  
Für dieses eine Mal ...

Auf dem Weinstock  
Eine Lerche singt.  
Traurig und klagend:  
„Tsirli-tsirli-nits“.

VI  
Das Licht ist gelb von den Bäumen,  
von den vergilbten, von den Blättern.  
Versilbert der Fluss zur Linken.  
Und gegenüber – viele Sträucher.

Der Wald wird von der Sonne zaghaft  
erwärmt.  
Dort gibt es Haine, wie Gärten.  
Wir gehen hastig weiter.  
Wir, die „verfluchten Itzigs“ ...

Damit uns niemand sieht,  
Sonst würden sie es dem Kosaken erzäh-  
len ...  
Plötzlich hören wir das Bellen eines  
Hundes,  
Ein Rascheln hinter einem Busch.

Und eine junge Frau kommt heraus.  
Bleibt stehen. Schaut uns verwundert an.  
Sagt: „Chajmka, meine Nachbarin,  
Um Gottes willen, komm nicht in mein  
Haus ...

Die Leute im Dorf haben gesagt  
In der Nähe unserer Schober – –.  
Dass einer, der einen Juden hereinlässt,  
Auch abgeschlachtet wird ...

Ich bringe Euch gleich Brot.  
Ihr habt sicherlich Hunger.“  
Der Vater antwortet ihr traurig:  
„Sag uns, wovon wir leben sollen?“

„Mein Gott, ich weiß es selbst nicht.  
Ich will es mit meinem Mann besprechen.  
Ach, so ein Elend, solch ein Elend ...  
Dieses Feuer der Kosaken.“

VII  
„Warum denn schaut Vater mich  
Mit wilden Augen an?  
Warum reibt er sich mit der Flanke  
An der Kiefer und ächzt?

Warum ist der Wald so unheimlich?  
Mama, sag es mir?  
O, jemand hat mit der Pistole geschossen  
Dort drüben am Waldrand.

Ich fürchte mich, mir ist die Kehle zuge-  
schnürt.  
Mir stockt der Atem ...  
Schaut ... Der kleine Vogel ist tot ...  
Dort geht die Angst umher ...“

VIII  
Die Son'ka, die Son'ka  
Beginnt plötzlich zu delirieren.  
Ihre Stirn ist heiß,  
Ihre Augen glühen dunkel.

Ich ging schnell zum Fluss.  
Brachte Wasser in meinen Händen zurück.  
Mein Vater schaut mich an.  
„Also, was sagst du? Sind wir ‚Itziks‘?

Und in der ‚Naša Niva‘,  
Wie wird ‚Bejlis‘ genannt?“  
Oft stichelt er.  
Oft wäscht er [mir] den Kopf.

Über der kleinen Lichtung im Wald  
Blitzt der Himmel wie Stahl.  
Mutter zittert wie Espenlaub.  
Ach, unsere Stunde hat geschlagen!

Ich spüre einen riesigen Hunger.  
Es kommt mir vor, als wär' es ein Traum.  
Unter eine Kiefer haben wir uns gestellt –.  
Unter einen grünen Regenschirm.

## IX

Hier ist Brot, hier ist Milch.  
Eine große weiße Katze.  
So hat uns der Vater des kleinen Hirten  
Unterschlupf gewährt.  
Da ist ein kleiner Bauernhof –.  
Ein Bauer, den wir kennen.  
Er hat uns lange im Wald gesucht.

Ein kleines Feuer brennt im Ofen.  
Feuerzungen  
Lecken gierig den Boden der Pfanne ab.  
Rührei ... mmmh ... ach ...  
Und Mutter sagt: „trejfe“.  
„Das können wir nicht essen. Es ist, weil  
wir Juden sind ...“.

Darauf ließ Vater einen Witz los.  
„Warte mal, Mama – vart<sup>3</sup>,  
Bei der ‚Naša Niva‘, hat er da keinen Speck  
gegessen?  
Versuch es nur, mein Sohn, probier,  
Ach, wenn ich so wär'...  
Man sagt, es sei der Duft des Paradieses.“

Der Hausherr lachte und  
Sagt zu seiner Frau: „Brate Speck!“  
Und plötzlich die Angst: Die Kosaken  
haben uns gefunden.

<sup>3</sup> Im Original Jiddisch.

„O Schwestern“ – das ist ein Traum.  
Da ist die Schirmkiefer.  
Der gleiche Wald. Eingeschlafen war ich am  
Fluss.

## X

Die Frau, die wir getroffen hatten, brachte  
uns Brot.  
Eine Milchkanne, auf dem Boden abgestellt,  
stand im Gras.  
Drei Wochen lang hatte ich wenig geschla-  
fen – eine angenehme Erholung.  
„Nun habt ihr ein wenig gegessen. Lasst uns  
jetzt gehen“, rief uns die Frau zu.

„Kommt zu uns nach Hause. Es kann für  
uns nicht schlimmer sein als jetzt.  
Das sagt mein Mann. O, barmherziger Gott!  
Nachbarn sind wir. Wir sind keine Wölfe,  
wir sind Menschen.“  
Ihre Stimme ist mutig, wie ihre Augen.

Und wir gingen los. Wir lebten dort eine  
ganze Woche.  
Wir lebten wie Gäste dort bei diesen armen  
Bauern.  
Die schreckliche Zeit verschwand wie ein  
Dieb,  
Wie Nebelschwaden über dem Fluss.

Zurück gingen wir in das zerstörte Pasadzec,  
Und Mutter sagte: „Haben wir den Kelch bis  
zur Neige ausgetrunken?“  
Wir müssen das Haus wieder in Gang  
bringen.  
Ach, der Krieg ...

Pasadzec, 1915.

Belarusisches Staatsarchiv und -museum für  
Literatur und Kunst, f.66, op.1, d. 1263, ll.  
1–12.

*Aus dem Belarusischen von  
Claire Le Foll und Martina Niedhammer*

Claire Le Foll

## Kommentar

Das Poem „Juden“ des belarussisch-jüdischen Schriftstellers Zmitrok Bjadulja entstand 1915 in seinem Heimatdorf Pasadzec. Es handelt sich um ein zehnteiliges Gedicht, in dem er die Erfahrungen von Šmuel Plaūnik (so der Klurname Bjaduljas) und seiner Familie während des Ersten Weltkriegs und insbesondere ihre Flucht vor Pogromen durch die Kosakenregimenter zu Kriegsbeginn verarbeitet. Der Text wurde seinerzeit nicht veröffentlicht und erschien lediglich in Auszügen in einer Anthologie aus dem Jahre 1937; vor Kurzem wurde er wiederentdeckt.<sup>1</sup> Er ist autobiografisch, mit ihm nimmt der Autor auf historische Ereignisse Bezug, die mit dem Schicksal der russischen Juden während des Ersten Weltkriegs zusammenhängen: auf die Aufhebung des Ansiedlungsrayons und die zwangsweise Umsiedlung der jüdischen Bevölkerung aus den westlichen Frontgebieten des Russländischen Reiches in den Jahren 1914 und 1915, die Verdächtigungen und Anschuldigungen gegen Juden, die als „Deutsche“ oder Spione galten, sowie die ersten Pogrome, die von der russischen Armee und insbesondere von Kosakenregimentern verübt wurden.

Diese „Kosakenpogrome“ spielen in den Quellen eine große Rolle und wurden in der Forschung intensiv diskutiert. Wie der Historiker John D. Klier erläutert, war die Kriegsführung des russischen Generals und Militärbefehlshabers Nikolaj Januškevič von Vorurteilen gegenüber Juden geprägt, die er als illoyal gegenüber Russland und als Sympathisanten Deutschlands betrachtete. Daher wurde Juden der Aufenthalt im Kriegsgebiet untersagt, sie wurden aus dem Front- und Etap-



1 Zmitrok Bjadulja auf einer Fotografie aus den 1920er Jahren

<sup>1</sup> Der Text wurde vollständig erstmals 2002 von Volf Rubinčyk herausgegeben: Zmitrok Bjadulja: Žydy. In: Anachnu kan 7/8 (2002). Auf: [https://souz.co.il/clubs/read.html?article=2387&Club\\_ID=1](https://souz.co.il/clubs/read.html?article=2387&Club_ID=1) (aufgerufen am 12. 1. 2022).

penbereich vertrieben und als Geiseln genommen.<sup>2</sup> Diese Aufgabe übernahmen Kosakenregimenter, die seit dem 19. Jahrhundert in der russischen Armee, insbesondere in der Kavallerie, dienten und eigene Armeeeinheiten bildeten. Kosaken waren von den Behörden bereits während der Pogromwellen von 1881/82 und 1905/06 eingesetzt worden, um jüdische „Unruhen“ zu unterdrücken.<sup>3</sup> Die jüdische Bevölkerung brachte sie daher mit antisemitischen Aktionen in Verbindung, sie galten als Inbegriff der Judenfeindlichkeit der russischen Armee.

Bjaduljas Beschreibung der Kosakenangriffe auf Juden im Jahr 1915 entspricht der Realität und ist im Einklang mit anderen Zeugnissen jener Zeit. Wie Eric Lohr hervorhebt, waren die Militärpogrome der Jahre 1914/15 ideologisch motiviert durch den Glauben an eine jüdische „Unzuverlässigkeit“ und Teil der Kriegsstrategie des Generalstabs, der die Angriffe rechtfertigte und eine Atmosphäre schuf, die ihre Durchführung begünstigte.<sup>4</sup> Kosakenregimenter, die den Auftrag zur Evakuierung, das heißt zur Vertreibung von Juden erhalten hatten, plünderten und vergewaltigten mit Billigung der Offiziere und oft unterstützt von der lokalen Bevölkerung. Bjadulja vergegenwärtigt im zweiten Teil seines Poems die verschiedenen Faktoren – Opportunismus, Vorurteile, Hass und staatlich geförderte Ideologie –, die Kosaken dazu brachten, ihre Opfer zu berauben, zu missbrauchen und zu ermorden: „Deutsche! Ihr Itzigs! Unser Feind aus dem Innern! Euretwegen atmen wir Schießpulver an der Front! [...] Hat unser Hauptmann uns gesagt.“ Die Brandstiftungen, die in dem Gedicht erwähnt werden, dienten dazu, die Spuren dieser Raubzüge zu verwischen. Der Originaltitel des Gedichts, „Žydy“, spielt auf das pejorative russische Wort an, mit dem Kosaken Juden bezeichneten.<sup>5</sup>

Zugleich verweist das Poem jedoch auch auf eine andere Bedeutungsnuance des Wortes „žyd“ und damit auf eine andere

<sup>2</sup> John D. Klier: Kazaki i pogrom. Čem otličalis' „voennye“ pogromy? In: Oleg Budnickij (Hg.): Mirovyi krizis 1915–1920 godov i sud'ba vostočnoevropejskogo evrejstva. Moskau 2005, S. 54f. Siehe außerdem Peter Gatrell: A Whole Empire Walking. Refugees in Russia During World War I. Bloomington 1999, S. 16.

<sup>3</sup> Klier: Kazaki i pogrom (wie Anm. 3), S. 48f.

<sup>4</sup> Eric Lohr: The Russian Army and the Jews. Mass Deportation, Hostages and Violence during World War I. In: The Russian Review 60 (2001), S. 407.

<sup>5</sup> Die neutrale Bezeichnung für „Jude“ lautet im Russischen „Evrej“.



Ebene von Bjaduljas persönlicher Geschichte. Die Bezeichnung „žyd“ war im Belarusischen, anders als im Russischen oder im Polnischen, neutral und besaß zumindest damals keine abwertende Konnotation.<sup>6</sup> In dem Gedicht thematisiert Bjadulja sein komplexes Verhältnis zu seiner jüdischen Herkunft, genauer gesagt zu „Plaūniks jüdischer Herkunft“. Bjadulja/Plaūnik wurde in eine jüdische Familie hineingeboren, die in dem Dorf Pasadzec, damals im Umland von Vilna, wohnte. Die Familie hatte ein Zimmer gemietet und lebte in ärmlichen Verhältnissen, die Mutter arbeitete als Näherin, der Vater ging verschiedenen kleinen Geschäften nach. Das Dorf wurde von weniger als zwanzig jüdischen und belarusischen Familien bewohnt und lag inmitten von Kiefernwäldern, die Bjadulja in seinem Gedicht lyrisch beschreibt. Šmuel Plaūnik wuchs in einem Umfeld auf, das ebenso jüdisch wie bäuerlich geprägt war und sich von den stärker urbanisierten Schtetlech (vgl. deren russische Bezeichnung *mestečka* – Marktflecken) unterschied, in denen die jüdische Bevölkerung die Mehrheit darstellte. Er lebte mit Bauern zusammen und fast wie diese: Er wurde zu Bauernhochzeiten und ländlichen Festen eingeladen und traf in der Schmiede seines eigenen Großvaters belarusische Freunde, darunter Bauernjungen und lokale Hirten. Die Dorfbewohner schätzten die musischen Talente der Familie – Šmuels Vater spielte Geige und seine Schwestern waren „bekannte Sängerinnen belarusischer, jiddischer, ukrainischer und russischer Volkslieder“: „Die kleine Behausung der Plaūniks war oft ein Treffpunkt für Einheimische aller Ethnien und Glaubensrichtungen, die zu einem improvisierten Konzert kamen, bei dem die Mädchen zur Begleitung des Vaters sangen.“<sup>7</sup>

Obwohl Bjaduljas Eltern nicht besonders gläubig waren, erhielt ihr erstgeborener Sohn eine traditionelle jüdische Erziehung. Nachdem er von seinem Großvater zu Hause unterrichtet worden war und dann den örtlichen Cheder, also die jüdische Elementarschule, besucht hatte, studierte er an der Jeschiwa von Ilja, um Rabbiner zu werden. In seiner Autobi-

<sup>6</sup> Siehe dazu Volf Rubinčyks Diskussion und Analyse der Bedeutung der Bezeichnung „žyd“ in der zeitgenössischen belarusischen Gesellschaft, Volf Rubinčyk: Eščė raz o slove „žyd“ i nazvanij grupy „Žydovačka“. Auf: Independent Israeli Site, <https://belisrael.info/?p=21166> (aufgerufen am 27.12.2021).

<sup>7</sup> Zina Gimpelevich: Zmitrok Biadulia. A Belarusian Jewish Writer Who Was Loved by Many. In: Tsaytshrift 8, 3 (2013), S. 133.

grafie erwähnt er, wie gelangweilt er vom „Schwimmen im Toten Meer der talmudischen Texte“ war.<sup>8</sup> Er wurde schließlich der Jeschiwa verwiesen, als der Schames, das heißt der Schulklepper, die romantischen Gedichte entdeckt hatte, die Bjadulja an eine imaginäre Mirjam schrieb. Mit 15 Jahren kehrte er nach Pasadzec zurück. Als ältester Sohn musste er seinen Lebensunterhalt verdienen. Er unterrichtete an örtlichen Schulen und half dann seinem Vater im Holzgeschäft. Šmu'el war auch ein Autodidakt. Er las ausgiebig, verschlang Heinrich Graetz' *Geschichte der Juden* in elf Bänden und lieh sich die Klassiker der russischen, ukrainischen, jiddischen und europäischen Literatur aus den örtlichen Bibliotheken aus. Im Jahr 1907 begann er, Gedichte in russischer Sprache zu schreiben. Durch die Begegnung mit dem (eher unbedeutenden) Schriftsteller Volf Sosensky in der Bibliothek von Dolginov (Daühinaŭ) lernte er die belarusische Literatur kennen. Auf Anraten von Sosensky wandte er sich an die belarusischsprachige Zeitung *Naša Niva* und sandte Gedichte in belarusischer Sprache ein. Zu diesem Zeitpunkt nahm er das Pseudonym „Zmitrok Bjadulja“ an und wurde ein belarusischer Schriftsteller. Er zog nach Vilna, schrieb für die *Naša Niva*, war zwischen 1914 und 1915 Redaktionssekretär der Zeitung und wurde zu einem der populärsten belarusischen Autoren der damaligen Zeit. Eine erste Gedichtsammlung, *Abrazki* (Bilder), veröffentlichte er 1912. Seine Entscheidung, anders als viele jüdische Intellektuelle jener Zeit nicht auf Jiddisch, Russisch oder Polnisch, sondern auf Belarusisch zu schreiben, stieß jedoch anfangs auf Unverständnis und Ablehnung. Bjadulja beklagte sich in einem Brief, dass jüdische und russische Intellektuelle „seine Seele“ und seine Faszination für das Volk und das Land, in dem er geboren worden war und seine besten Jahre verbracht hatte, nicht verstehen konnten.<sup>9</sup> Auch belarusische Intellektuelle, unter anderem bei der *Naša Niva*, waren anfangs unsicher, was sein literarisches Talent anbetraf, obwohl er sich bald mit den beiden literarischen Größen Ciotka (belarusisch „Tante“, eigtl. Alaiza Paškevič) und Janka Kupala (eigtl. Ivan Lucevič) anfreundete.

<sup>8</sup> Zmitrok Bjadulja: V dre mučich lesach. In: Ebd. (Hg.): Serebrjanaja tabakerka. Miniatury, kartinki, rasskazy, povest', skazka. Moskau 1986, S.217.

<sup>9</sup> Zitiert nach Maksim Haretski: Historyja belaruskaj literatury. Vilna 1920, S.181.

Das Gedicht „Žydy“ zeigt, dass auch seine Familie skeptisch und verbittert über seine Entscheidung war, sich für die belarusische Sache einzusetzen. Die bissigen Bemerkungen seines Vaters über Bjaduljas angeblich vergessenes Judentum machen deutlich, dass er dessen Umzug nach Vilna und seine Arbeit für die *Naša Niva* als Zeichen seiner Illoyalität gegenüber seiner Herkunft betrachtete: „Na du, Schriftsteller der *Naša Niva*, hast du vergessen, dass wir ‚Itziks [žydy]‘ sind?“ „Žydy“ ist Bjaduljas erstes literarisches Werk, in dem er sich ausdrücklich und unmittelbar mit seinem Jüdischsein auseinandersetzt. Im Gegensatz zu seiner 1917 verfassten und 1918 veröffentlichten Broschüre *Žydy na Belarusi* (Juden in Belarus), in der Bjadulja im Namen der Belarusen schreibt und das Pronomen „wir“ verwendet, um eine Annäherung zwischen Juden und nichtjüdischen Belarusen zu fordern,<sup>10</sup> ist das Gedicht „Žydy“ in der ersten Person Singular verfasst. Es ist persönlich und bezieht mehrere Mitglieder seiner Familie ein – Bjaduljas Eltern und seine Geschwister Ljolek, Genja, Renja und die fünfjährige Sonja. Die kleine Sonja fragt im ersten Teil beharrlich, ob sie Juden seien und weshalb Juden geschlagen würden. Indem Šmuel im Gedicht nicht antwortet, da er von „Wut und Lachen“ übermannt wird, definiert Bjadulja Jüdischsein implizit als negativ und andersartig. Das Judentum ist einerseits Auslöser für den Hass der Kosaken und andererseits dafür, dass Juden in Šmuels Traum keinen Speck essen dürfen. Das Gedicht ist jedoch aus jüdischer Sicht geschrieben und schildert die Gefühle und Erfahrungen, die die Familie Plaūnik und die russischen Juden insgesamt teilen – Angst und Hunger, aber auch Solidarität. Das Gedicht macht sich die jüdische Erzählung über den Krieg zu eigen und stellt die Pogrome als ausschließlich gegen Juden gerichtet dar, wodurch die Kriegserfahrungen von Nichtjuden in den Hintergrund gedrängt werden.<sup>11</sup> Nichtjuden sind in dem Gedicht jedoch nicht abwesend. Bjadulja zeigt das Dilemma belarusischer Bauern: Versteckten sie eine jüdische Familie, gingen sie das Risiko ein, ebenfalls attackiert zu werden (Teil 6). Im letzten Teil des Poems beschließen arme Bauern, ihren Nachbarn zu helfen, ihnen eine Woche lang Unterkunft zu gewähren und Essen zu geben. In ähnlicher Weise wie in seinen späteren Artikeln und seiner Broschüre über die belarusisch-jüdischen Beziehungen

<sup>10</sup> Siehe dazu den Beitrag von Martina Niedhammer in diesem Band.

<sup>11</sup> Klier: Kazaki i pogrom (wie Anm. 3), S. 61.

betont Bjadulja damit die Schicksalsgemeinschaft beider Völker und ihre Menschlichkeit. Ebenso wie seine vor dem Krieg in der *Naša Niva* veröffentlichten Artikel, in denen er die tiefe Armut der belarusischen Bauern, aber auch ihre soziale Revolte beschrieb,<sup>12</sup> zeugt das Gedicht „Žydy“ von Bjaduljas intimer Kenntnis bäuerlichen Lebens. Zudem veranschaulicht es sein Interesse an der Darstellung der psychologischen Komplexität einzelner Menschen und nicht etwa an der Schilderung sozialer oder ethnischer Typen, wie sie noch in seinen früheren Prosagedichten in *Abrazki* auftauchten.

„Žydy“ ist auch ein Beispiel für Bjaduljas Stil, der von den meisten Literaturwissenschaftlern als mehrdimensional beschrieben wird.<sup>13</sup> Einerseits ist sein Werk von einem tragischen Realismus geprägt, den manche als Naturalismus bezeichnen, andererseits aber auch von Lyrik, Romantik und sogar Sentimentalität. Smolkins metaphorischer Formel zufolge war Bjadulja zwischen Erde und Himmel hin- und hergerissen: in der Realität verwurzelt, aber nach etwas Höherem strebend. Das Gedicht „Žydy“ beschreibt in scharfen, rhythmischen und naturalistischen Kurzversen die Schrecken des Krieges, die Not der Flüchtlinge, die Grausamkeit der Kosaken, die Panik und den Hunger der Familie. Diese anschaulichen Schilderungen sind mit lyrischen Naturbeschreibungen verschränkt. Beide Ebenen sind im Gedicht miteinander verwoben. Mittels impressionistischer Akzente schafft Bjadulja einen starken Kontrast zwischen der Brutalität des Krieges und dem Wald als Schutzraum. Den Schreien und Klagen, dem Knallen der Peitsche, den Beleidigungen und dem Klang der Balalajka stellt er die völlige Stille des Waldes gegenüber, die nur von auf den Boden fallenden Tannenzapfen oder dem Gesang der Lerche durchbrochen wird. Er kontrastiert den Anblick von Feuersbrünsten, Rauch und Flüchtlingskolonnen mit dem sanften Licht des Mondes, den blauen Schatten des Waldes, dem rötlichen Schein der Ahornbäume und dem Grün der schirmförmigen Kiefer. Die harsche Realität, in der die Fa-

<sup>12</sup> So beispielsweise Saša Pł – nik [Zmitrok Bjadulja]: W. Pasacy. In: *Naša Niva* 27, 1. 7. 1910, S. 412 sowie Zmitrok Bjadulja: Dva slovy. In: *Naša Niva* 41, 10. 10. 1913, S. 2f.

<sup>13</sup> Haretski: *Historyja* (wie Anm. 10); Yu. Bjarozka: *Litaraturnyja partrety*. Zmitrok Bjadulja. In: *Uzvyšša* 4, 10 (1928), S. 128–140; Michail Smolkin: *Zmitrok Bjadulja*. Minsk 1961; Viktor Kavalenka: *Pošuki i zdzajsnenni*. *Tvorčasc' Zmitraka Bjaduli*. Minsk 1963; Ivan Navumenka: *Zmitrok Bjadulja*. Minsk 1995; Zoja Mel'nikava: „Na horne dušy...“. *Tvorčasc' Zmitraka Bjaduli i belaruskaja litaratura peršai treci XX stahoddzja*. Brest 2001.

milie überstürzt aufbrach und ihre Kleidung vergrub, kontrastiert mit der Sanftheit von Heidekraut und Moos und dem Schutz, den Kiefern und Büsche bieten. Die Geräusche des Waldes klingen zwar manchmal traurig wie das Lied der Lerche, sind aber dennoch vertraut, wie das Fällen von Bäumen oder das Flötenspiel eines Hirtenjungen. Bjadulja romantisiert die Natur und stellt sie als einen Charakter dar, der beinahe fantastische Eigenschaften besitzt. Diese zentrale Stellung der Natur ist typisch für die moderne belarusische Literatur, deren Hauptvertreter, so etwa Ciotka, Janka Kupala oder Jakub Kolas, sich von der Natur und dem bäuerlichen Leben ihrer Heimat inspirieren ließen. In Anlehnung an Mikhail Krutikovs Analyse der jiddischen Poesie ist darüber hinaus auch interessant, dass die Natur und die Darstellung von Landschaften auch in der Lyrik vieler jiddischer Schriftsteller aus Lite, das heißt aus Belarus und Litauen, darunter Lejb Najdus, Mojische Kulbak und Elhonon Vogler, eine zentrale Rolle spielten.<sup>14</sup> Wie Itzik Manger 1954 in einem Artikel über „Litvak i landshaft“ feststellte, besaßen die Litwakes, die litauischen Juden, einen singulären Zugang zur Natur, der sie von ihren polnischen oder ukrainischen Glaubensgenossen unterschied, die der Natur entweder gleichgültig gegenüberstanden oder sich satirisch über ihre Herkunftsregion äußerten, während sich Juden aus dem Gebiet von Lite durch Lyrik und Romantik auszeichneten.<sup>15</sup>

Bjaduljas Gedicht bietet daher eine komplexe und persönliche Darstellung des Schicksals belarusischer Juden während des Ersten Weltkriegs. Ebenso wie andere jüdische Schilderungen des Krieges prangert es die Gewalt der russischen Armee, verkörpert durch brutale Kosaken, an und lenkt den Blick auf das Gefühl der eigenen Isolation, das Juden gegenüber der nichtjüdischen Bevölkerung empfanden. Bjadulja stellt sich in diesem Gedicht der Kritik seines Vaters, die ihre Wurzeln in der Distanzierung von seiner jüdischen Herkunft hat, und erkennt an, dass das Judentum in seinem Leben, in diesem besonderen Moment eine zentrale Rolle spielt; zugleich offenbart er die inneren Spannungen, die infolge seiner Ent-

<sup>14</sup> Mikhail Krutikov: Raysn. „Belarus“ v modernistskoj poezij na idiše. In: Olga Belova, Irina Kopčėnova (Hg.): Glubokoe. Pamjat' o evreiskom mestečke. Moskau 2017, S. 141–150.

<sup>15</sup> Itzik Manger: Der litvak un di landshaft. In: Di tsukunft (März 1954), erneut abgedruckt in Itzik Manger: Shriftn in proze. Tel Aviv 1980, S. 185–189.

scheidung, ein belarusischer Schriftsteller zu werden, entstanden.

Der zweite Teil des Gedichts geht über die Familie Plaūniks hinaus und verortet sie in einem breiteren belarusischen Umfeld. Es ist gerade die Beziehung zwischen jüdischen und nichtjüdischen Nachbarn, die sich auf ein breites Spektrum von Gefühlen stützt. Es reicht von Misstrauen bis hin zu Empathie und schließt die gemeinsame Angst vor Russen/Kosaken sowie die zentrale Rolle des Waldes im Alltagsleben mit ein. Indem Bjadulija eine Geschichte erzählt, die mit der Flucht der Plaūniks vor der Bedrohung durch die Kosaken beginnt und mit ihrer Rettung in einem belarusischen Wald durch eine Bauernfamilie endet, legt er den Grundstein für seine spätere Betrachtung der Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden in Belarus, wie er sie in *Žydy na Belarusi* und anderen Artikeln entwickeln wird: Belarus war, ist und wird auch in Zukunft ein sicherer und gastfreundlicher Ort sein, an dem Juden leben und sich entfalten können.

BILDNACHWEIS  
Abb. 1 Wikimedia  
Commons, CC BY-SA 4.0,  
user: Kazimier Lachnovič

Katharina Juergens

## Drei Nationen – Ein Podcast. Bericht über eine Krakau-Exkursion des Lehrstuhls

„Die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs und die unvorstellbaren Massenmorde des Holocaust sind zu einem mahnenden und schließlich einenden Moment der Politik Europas geworden. Die Gründung der gemeinsamen Institutionen des Kontinents gehen auf das Vorhaben zurück, solche Kriege in Europa zukünftig zu vermeiden. Gleichzeitig aber sind Gedenken an den Krieg und die damit betriebene Politik in den letzten Jahren immer spannungsreicher in Zentraleuropa geworden. Das wird insbesondere in den Beziehungen einzelner Länder zu Israel deutlich, in denen sich historisches Gedächtnis und Lehren aus der Vergangenheit nicht selten stark unterscheiden. Der Kurs nimmt diese Spannungen und die dahinterstehenden historischen Entwicklungen in den Blick. Im Mittelpunkt stehen die diplomatischen Beziehungen Deutschlands, Tschechiens und Polens zu Israel. Alle drei Länder betonen den besonderen Status ihrer Beziehungen zum jüdischen Staat, ein Fakt, der sich in den verschiedenen Außenpolitiken widerspiegelt. Im Kurs werden wir diese analysieren und vergleichen sowie deren Auswirkungen auf EU-Politik behandeln.“

Mit diesen Worten kündigte Dr. Daniel Mahla im Mai 2021 eine Übung unter dem Titel „History, Memory and Politics: Central Europe and Israel“ im Vorlesungsverzeichnis der LMU an. Gleich zwei zusätzliche Besonderheiten konnte man der Beschreibung, abgesehen davon, dass die Unterrichtssprache Englisch sein würde, entnehmen: zum einen die internationale Zusammenarbeit mit Dr. Irena Kalhousová von der Karls-Universität in Prag und Prof. Dr. Joanna Dyduch von der Jagiellonen-Universität Krakau, zum anderen die Erstellung eines Audiopodcast in tri-nationalen Kleingruppen, welche die Prüfungsleistung darstellen sollte. Über das Semester verteilt traf sich der Kurs wöchentlich in digitalen Zoomsitzungen. Die digitale Lehre wurde durch eine Exkursion nach Krakau im November 2021 ergänzt, bei der sich alle Studierenden und Dozent\*innen trafen.



Bei einem ersten Präsenztreffen der Münchner Studierenden Anfang November kristallisierte sich heraus, dass sich alle acht Teilnehmer\*innen bereits auf vielfältige Art mit der jüdischen Geschichte beschäftigt hatten, uns aber die internationale Kooperation in diesem Umfang neu war. Schon bald sollten wir die Möglichkeit bekommen, die im Digitalen erlernten historischen Grundlagen in persona zu diskutieren und abseits der Bildschirme den Kontakt zueinander zu vertiefen.

Am 11. November 2021 flogen wir spätnachmittags nach Krakau, wo wir uns, nachdem wir unsere Zimmer im Besucherhaus der Universität bezogen hatten, bei einem typisch polnischen Abendessen näher kennenlernten. Am zweiten Tag lag, neben einer Diskussion über die tschechisch-israelischen beziehungsweise deutsch-israelischen Beziehungen, der Schwerpunkt vor allem darauf, das notwendige Handwerkszeug für die Produktion von Podcasts zu erlernen. Frau Prof. Dyduch hatte hierfür Kontakt zu Dominika Zebala und Jabuk Katulski herstellen können, die als Alumni der Jagiellonen-Universität Krakau ihr Wissen über den Podcast „Stosounkowo Bliski Wschód“ selbst einer breiteren Zuhörerschaft vermitteln. Von Experten zu hören, welche Ideen auf welche Weise umsetzbar sind, und einen Blick hinter die (aufwendigen) Kulissen eines Podcasts werfen zu können, erleichterte uns Laien den weiteren Arbeitsprozess ungemein. Es half uns bei der Themenfindung, der Einschätzung des





zeitlichen Rahmens und möglicher technischer Herausforderungen.

Am vorletzten Tag unserer Exkursion kamen wir in den Genuss einer Stadtführung quer durch Krakau. Anfänglich wandelten wir auf den mittelalterlichen Spuren entlang der Stadtmauer bis ins Stadtinnere, um die Tour später im (ehemaligen) jüdischen Viertel zu beenden, nachdem wir unter anderem Originaldrehorte von Steven Spielbergs Klassiker *Schindler's Liste* besucht hatten.

Als wir am 14. November wieder in den Flieger Richtung München stiegen, hatten wir mehr als unser Gepäck dabei: Nicht nur unsere ersten Ideen für den Podcast (die sich im Laufe der vielen Überarbeitungsschleifen noch verändern sollten) brachten wir mit, sondern auch das Gefühl, Geschichte greifbar vor Ort erlebt zu haben. Wir haben Freundschaften geschlossen. Für die meisten von uns war es auch eine wertvolle Erfahrung, zum ersten Mal eine wissenschaftliche Diskussion in englischer Sprache zu führen.

Unser besonderer Dank gilt den Dozent\*innen Prof. Dr. Joanna Dyduch, Dr. Irena Kalhousová und Dr. Daniel Mahla für die Ermöglichung dieses besonderen (Studien-)Erlebnisses sowie dem Historischen Seminar der LMU und der Bayerisch-Tschechischen Hochschulagentur für die finanzielle Unterstützung.

## Nachrichten und Termine

Neues von Mitarbeitern und Absolventen / Veranstaltungen / Nachrichten vom Freundeskreis des Lehrstuhls

*Nachrichten und Termine  
des Lehrstuhls für Jüdische  
Geschichte und Kultur  
(Prof. Dr. Michael Brenner)*

### NEUES VON MITARBEITERN UND ABSOLVENTEN

**Prof. Dr. Michael Brenner** hat im Sommer ein Forschungssemester. Wie im vergangenen Semester wird **Prof. Dr. Yossef Schwartz** (Tel Aviv) auch im Sommersemester 2022 wieder als DAAD-Gastprofessor am Lehrstuhl tätig sein. Schwartz wird eine Vorlesung zur Deutsch-Jüdischen Geistesgeschichte des 20. Jahrhunderts, eine Übung zur Wissenschaft des Judentums sowie einen Vertiefungskurs über Jüdischen Orientalismus anbieten.

Im Sommersemester 2022 kommt der israelische Schriftsteller, Übersetzer und Literaturwissenschaftler **Dror Mishani** als Amos Oz-Poetik-Gastprofessor für Hebräische Literatur nach München. Dror studierte Hebräische Literatur und Rechtswissenschaften an der Hebräischen Universität Jerusalem und der Ben Gurion-Universität des Negev in Beer Sheva. Heute lehrt er Hebräische

Literatur an der Universität Tel Aviv, mit einem Fokus auf der Geschichte des Kriminalromans. Internationale Bekanntheit erlangte er als Autor zahlreicher preisgekrönter Kriminalromane um den Ermittler Avi Avraham, die u. a. mit dem renommierten Sapir-Preis und dem Bernstein Award for Best Hebrew novel ausgezeichnet wurden. Sein Roman *Drei* erschien 2019 in deutscher Übersetzung im Diogenes Verlag und stand mehr als 20 Wochen auf der Spiegel-Bestsellerliste.

Im Rahmen seiner Gastprofessur wird Mishani ein Blockseminar zum Thema „Reading Fiction Writing History: A Guided Tour of Hebrew Literature“ anbieten. Außerdem hält er am 19. Juli um 19 Uhr in Hörsaal A 125 im Hauptgebäude einen öffentlichen Vortrag unter dem Titel „The Mystery of the Missing Crime Writer: On Writing Crime Fiction in Hebrew“.

An der Bayerischen Akademie der Wissenschaften wurde unter der Leitung von **Prof. Dr. Michael Brenner** die interdisziplinäre Ad hoc-Arbeitsgruppe „Judentum in Bayern in Geschichte und Gegenwart“ ins Leben gerufen. Das vom Freistaat Bayern finanzierte Projekt, in dem **Julia Schneidawind** und

**Karin Eben** als Mitarbeiterinnen tätig sind, widmet sich in einem Zeitraum von drei Jahren der Vermittlung jüdischer Geschichte und Kultur in Bayern und wendet sich bewusst an eine breite Öffentlichkeit.

Im Februar wurde **PD Dr. Philipp Lenhard** die Venia Legendi für die Fächer Neuere und Neueste Geschichte sowie Jüdische Geschichte und Kultur erteilt. Seinen öffentlichen Habilitationsvortrag „Wahlverwandtschaften. Eine Kulturgeschichte der Freundschaft im deutschen Judentum, 1888–1938“ hält er am 28. Juni um 18 Uhr in Raum K 001 des Historicums.

**Dr. Carmen Reichert**, die zuletzt einen Lehrauftrag für Jiddisch am Lehrstuhl innehatte und deren Dissertation über jiddische Anthologien von Michael Brenner mitbetreut wurde, ist die neue Direktorin des Jüdischen Kultur museums Augsburg und Schwaben. Wir gratulieren ihr herzlich und wünschen ihr alles Gute für diese Aufgabe!

**Dr. Fabian Weber**, der am Lehrstuhl promoviert wurde und in den vergangenen Semestern auch in München gelehrt hat, erhielt eine Stelle als Mitarbeiter des am Institut für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg angesiedelten DFG-Projekts „Schächten und Schächtdebatten in Westdeutschland und der jungen Bundesrepublik (1945/49 bis 1965/72)“ unter der Leitung von **PD Dr. Andreas Brämer**.

Auch im Wintersemester sind wieder zwei Bachelorarbeiten im Bereich der modernen jüdischen Geschichte entstanden. **Thomas Kestler**, der auch als studentische Hilfskraft am Lehrstuhl tätig ist, widmete sich dem Thema „Antisemitismus und seine Abwehr zwischen Tradition und Moderne im deutschen Vormärz: Jüdisches Selbstverständnis und Verteidigung gegen den Judenfeind Friedrich Wilhelm Ghillany“. Die Bachelorarbeit von **Clara Geberth** trägt den Titel „Die Neue jüdische Frau – eine ‚Wegbahnerin zur neuen, alten Heimat‘? Weibliches Engagement und Geschlechterverhältnisse in den Anfängen des Zionismus im Licht der Biografie Paula Bubers“. Herzlichen Glückwunsch!

## VERANSTALTUNGEN

Am 28. März stellt **Prof. Dr. Daniel Siemens** (Newcastle) sein neues Buch *Hinter der „Weltbühne“. Hermann Budzislowski und das 20. Jahrhundert* (Aufbau Verlag, 2022) vor. Die in Kooperation mit dem Zentrum für Holocauststudien des Instituts für Zeitgeschichte ausgerichtete Veranstaltung, die der Journalist Roman Deininger (*Süddeutsche Zeitung*) moderiert, beginnt um 19 Uhr im Philologicum der LMU in der Ludwigstraße 25.

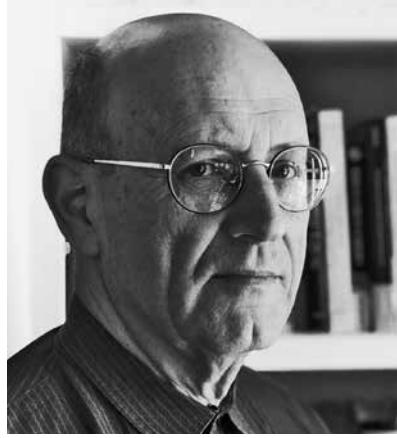
Nachdem die öffentliche Vorlesung von **Dr. Menna Abukhadra** (Kairo), Gastprofessorin für Arabisch-Israelische Ko-



Dr. Menna Abukhadra (Foto: Privat)

existenz im Wintersemester 2021/22, nicht in Präsenz stattfinden konnte, wird dies nun, unter hoffentlich günstigeren Bedingungen, im Sommersemester nachgeholt. Abukhadra, Dozentin für Hebräische Sprache und Literatur an der Universität Kairo, wird am 28. April um 19 Uhr auf Einladung des Zentrums für Israel-Studien in Raum K 001 des Historicums über das Thema „Israel Studies or Enemy Studies? An Analysis of Israel Studies in Egyptian Higher Education“ referieren.

Der israelische Philosoph **Prof. Dr. Adi Ophir** (Brown University) hält am 3. Mai um 19 Uhr in Raum K 201 des Historicums einen Vortrag mit dem Titel „In the Beginning was the State: Divine Violence in the Hebrew Bible“. Ophir ist Emeritus der Universität Tel Aviv und derzeit Mellon Visiting Professor of Humanities and Middle East Studies an der Brown University. Seine



Prof. Dr. Adi Ophir (Foto: Privat)

Schriften beschäftigen sich vorwiegend mit Fragen der politischen Philosophie. Zuletzt erschien der gemeinsam mit Ishay Rosen Zvi herausgegebene Band *Goy: Israel's Multiple Others and the Emergence of the Gentile* (Oxford University Press 2018). Die Veranstaltung findet in Kooperation mit dem Lehrstuhl für Politische Theorie am Geschwister-Scholl-Institut für Politikwissenschaft der LMU statt.

**Prof. Dr. Kobi Cohen-Hattab**, Associate Professor am Department of Land of Israel Studies der Bar Ilan-Universität, referiert am 9. Juni um 19 Uhr in Raum K 001 des Historicums auf Einladung des Zentrums für Israel-Studien über sein aktuelles Buchprojekt „The Western Wall: The Dispute over Israel's Holiest Jewish Site, 1967–2000“. Zuletzt erschien von Cohen-Hattab die Monografie *Zionism's Maritime Revolution: The Yishuv's Hold on the Land*

of *Israel's Sea and Shores 1917–1948* (De Gruyter, 2020). Die Veranstaltung wird gefördert von der Brodt Foundation.

In Kooperation mit dem Selma Stern Zentrum für Jüdische Studien Berlin-Brandenburg und gefördert von der Fritz Thyssen Stiftung veranstaltet der Lehrstuhl am 1. und 2. Juni die internationale Konferenz „Practices of Friendship in History and Literature. Interdisciplinary Perspectives“ in der Kaulbachvilla im Historischen Kolleg. Öffentliche Vorträge halten am 1. Juni um 19 Uhr der Soziologe **Prof. Dr. Heinz Bude** (Kassel) zum Thema „The Posterity of Friendship“ und am 2. Juni um 9:30 Uhr die Literaturwissenschaftlerin **Prof. Dr. Liliane Weissberg** (Philadelphia) zum Thema „Two Emigrants in Paris: Hannah Arendt Meets Walter Benjamin“.

Eine Anmeldung unter [juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de](mailto:juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de) bis zum 30. Mai ist zwingend erforderlich.

Dieses Jahr feiert der Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur sein 25-jähriges Jubiläum. Aus diesem Anlass findet am 15. Juni um 19 Uhr in der Großen Aula im Hauptgebäude der LMU eine Festveranstaltung statt. **Prof. Dr. Michael A. Meyer** (Cincinnati), der dem Lehrstuhl seit den Anfängen verbunden ist, wird den Festvortrag, der zugleich die diesjährige Yerushalmi Lecture ist, über die Relevanz von Rabbiner Leo Baeck für unsere heutige Zeit halten. Meyer ist einer



Prof. Dr. Michael Meyer (Foto: Wiki Commons)

der renommiertesten Forscher der modernen deutsch-jüdischen Geschichte. Seine Veröffentlichungen, etwa seine Pionierstudie *Antwort auf die Moderne. Geschichte der Reformbewegung im Judentum* (Böhlau, 2000), das Buch *Die Anfänge des modernen Judentums. Jüdische Identität in Deutschland 1749–1824* (C.H. Beck, 2011) oder die von ihm herausgegebene vierbändige *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit* (C.H. Beck, 1996) zählen zu den Standardwerken des Faches. Zuletzt erschien seine Biografie *Leo Baeck. Rabbiner in bedrängter Zeit* (C.H. Beck, 2021).

Die Veranstaltung wird unterstützt von der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, der Wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft des Leo Baeck Instituts und dem Verlag C.H. Beck. Um Anmeldung wird gebeten unter [juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de](mailto:juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de)



Prof. Norman Stillman (Foto: candid photo)

Am 21. und 22. Juni findet im Historischen Kolleg in der Kaulbachstraße 15 die von der Allianz SE finanziell geförderte internationale Konferenz „The Final Chapters: Twentieth Century Jewish Communities in the Muslim World. Comparative Perspectives“ statt. Den Eröffnungsvortrag hält am 21. Juni um 19 Uhr **Prof. Norman Stillman** (Oklahoma/Jerusalem) zum Thema „Prelude to Exodus: The Transformation of the Jews of the Islamic World in Modern Times“. Aufgrund der begrenzten Plätze ist eine vorherige Anmeldung unter [juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de](mailto:juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de) dringend erforderlich.

Im Jahr 1952 rief der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit erstmals die „Woche der Brüderlichkeit“ aus, die sich der Förderung des christlich-jüdischen Dialogs und dem Einsatz gegen jede Form von Antisemi-

tismus und Rassismus widmet. Anlässlich des 70. Jahrestages hat der Lehrstuhl in Kooperation mit dem Koordinierungsrat die Tagung „Dialog mit Zukunft? Eine kritische Würdigung von 70 Jahren ‚Woche der Brüderlichkeit‘“ organisiert, die am 29. und 30. Juni in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und im Volkstheater stattfinden wird. In diesem Rahmen findet am 29. Juni um 19:30 Uhr im Volkstheater in der Tumblingerstraße 29 eine Podiumsdiskussion mit dem Präsidenten des Zentralrates der Juden in Deutschland, **Dr. Josef Schuster**, der Rabbinatsstudentin am Abraham Geiger Kolleg Potsdam und Aktivistin von Keshet Deutschland, **Helene Shani Braun**, der neuen Präses der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, **Anna-Nicole Heinrich**, der Mitgründerin des Liberal-Islamischen Bundes, MdB **Lamya Kaddor**, sowie dem Intendanten des Volkstheaters, Regisseur der Passionsspiele Oberammergau und Preisträger der Buber-Rosenzweig-Medaille 2021, **Christian Stückl**, statt. **Dr. h. c. Charlotte Knobloch**, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, wird ein Grußwort sprechen. Weitere Informationen zu Programm und Anmeldung: [www.deutscher-koordinierungsrat.de](http://www.deutscher-koordinierungsrat.de)

Im Wallstein Verlag ist soeben **Dr. Katharina Bergmanns** Buch *Jüdische Emigration aus München. Entscheidungsfindung und Auswanderungswege (1933–1941)* erschienen, das als Disser-

tation am Lehrstuhl entstanden ist. Gemeinsam mit dem Institut für Stadtgeschichte und Erinnerungskultur am Kulturreferat der Landeshauptstadt München lädt der Lehrstuhl zu einer Buchvorstellung ein, die am 5. Juli in der Rotunde des Stadtarchives München, Winzererstraße 68, stattfinden wird. Die Moderation übernimmt **Prof. Dr. Alan E. Steinweis** (Burlington). Um Anmeldung unter [juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de](mailto:juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de) wird gebeten.

Nachdem die Europäische Sommeruniversität für Jüdische Studien, die seit 2005 jährlich im österreichischen Hohenems veranstaltet wird, 2020 und 2021 pandemiebedingt ausfallen musste, wird sie dieses Jahr vom 10. bis 15. Juli im Jüdischen Museum in Hohenems endlich wieder stattfinden. Das Thema lautet „Fake. Über fromme und unfrome Lügen“. Insbesondere Studierende sind herzlich eingeladen, sich anzumelden. Zuschüsse für die Teilnahme durch den Freundeskreis sind auf Antrag möglich. Weitere Informationen sowie das Programm sind auf der Website des Lehrstuhls zu finden.

Die israelische Historikerin **Prof. em. Shulamit Volkov** (Tel Aviv) hat soeben ihr neues Buch *Deutschland aus jüdischer Sicht. Eine andere Geschichte vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart* im Verlag C.H. Beck veröffentlicht. Das Buch geht zum Teil aus der Vorlesung hervor, die Volkov im Sommersemester



Prof. em. Shulamit Volkov (Foto: Privat)

2018 als Gastprofessorin am Historischen Seminar in München gehalten hat. Sie stellt ihr Buch am 26. Juli um 19 Uhr in Raum 201 des Historicums vor. Kooperationspartner ist das Kulturzentrum der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern.

#### NEUES VOM FREUNDESKREIS DES LEHRSTUHLIS

Im Wintersemester 2021/22 hat der Freundeskreis zwei Vorstandsmitglieder aus ihrem Amt verabschiedet: **Prof. Dr. Norbert Ott**, zweiter Vorstandsvorsitzender, und **Dr. Evita Wiecki**, langjährige Schatzmeisterin. Auf der virtuellen Mitgliederversammlung vom 24. November 2021 dankten die Vorstandsvorsitzende Olga Mannheim und Prof. Dr. Michael Brenner ihnen herzlich für ihr Engagement. Die Amtsnachfolger wurden mit digitaler Wahl bestätigt: **Nermina Regenfuß** als

zweite Vorstandsvorsitzende und **Julia Schweisthal** als Schatzmeisterin.

Mit der Verabschiedung von Evita Wiecki aus dem Vorstand kündigt sich auch ein Wechsel in der Geschäftsführung des Freundeskreises an: **Julia Schneidawind**, die sich nicht zuletzt um die Modernisierung der Vereinsverwaltung verdient gemacht hat, übergibt ihr Amt an **Thomas Kestler**, Student am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur. Gedankt sei allen für ihr hohes Engagement, insbesondere Evita Wiecki, die sich als Vorstandsmitglied knapp ein Jahrzehnt für den Freundeskreis eingesetzt hat.

Wir möchten auch die fortwährende Verbundenheit unserer Mitglieder hervorheben und ihnen danken, dass selbst unter Pandemiebedingungen Aktivitäten der Abteilung unterstützt werden können.

Die verschiedenen Förderformate des Freundeskreises werden sehr gut angenommen. So wurden an der virtuellen Mitgliederversammlung vier studentische Arbeiten preisgekrönt: **Elisabeth Emehrer**, **Thomas Kestler**, **Louisa Mathes** und **Anton Till** zeigten in ihren Kurzpräsentationen nicht nur die Breite des thematischen Spektrums, das an der Abteilung gelehrt wird, sondern auch, mit welcher Begeisterung Hausarbeiten verfasst sein können.

Besonders schöne Resonanz für die Förderprogramme erhalten wir über die Erfahrungsberichte der Stipendiatinnen

und Stipendiaten: **Lena Voelk** (Leon und Lola Teicher-Stipendium 2021) und **Sebastian Wittkopf** (Jost-Blum-Stipendium 2021) berichteten in der Mitgliederversammlung eindrucklich von ihren Erlebnissen und gewonnenen Lernfortschritten. **Felix Fischer**, dem bereits 2020 das Jost Blum-Jiddisch-Stipendium zugesprochen worden war, konnte im Yiddish Summer Weimar 2021 vor Ort und unter freiem Himmel yidishkayt „mit allen Sinnen“ und Weimar wie ein „Schtetl auf Zeit“ erleben, wie er in seinem Bericht schreibt: „Der Yiddish Summer Weimar ist mehr als nur ein Sprachkurs, er bietet vielmehr eine der wenigen Möglichkeiten, mitten in Europa in ein jiddisches Sprach- und Kulturbad einzutauchen.“ Alle drei Stipendiaten bekräftigten mit großem Dank, welche besondere Erfahrung die Sprachkurse für sie persönlich bedeuteten.

Für die Unterstützung des Freundeskreises dankte auch **Dr. Katharina Bergmann**. Ihre Dissertation ist mit einem Druckkostenzuschuss des Freundeskreises 2021 unter dem Titel *Jüdische Emigration aus München. Entscheidungsfindung und Auswanderungswege (1933–1941)* im De Gruyter Verlag als Teil der Reihe Studien zur Jüdischen Geschichte und Kultur in Bayern erschienen. Die ehemalige Doktorandin referierte auf der Mitgliederversammlung konzise über Rahmenbedingungen und Verlauf der Emigration Münchner Juden, welche sie in



ihrer Arbeit untersuchte, stellte exemplarisch einzelne Familienschicksale vor und legte ihr methodisches Vorgehen offen.

Zuschüsse für Archivreisen nach Israel konnten zwei Doktorandinnen zugesprochen werden. Über den Fortgang der Dissertationsprojekte von **Lilly Maier** und **Julia Schneidawind** werden wir sicherlich an anderer Stelle hören.

Ein Veranstaltungshighlight exklusiv für Freundeskreismitglieder und Studierende war die Buchvorstellung von

Autor **Prof. Louis Kaplan** *Vom jüdischen Witz zum Judenwitz*, Verlag Die Andere Bibliothek 2021, am 28. Februar 2022. Im Gespräch mit Prof. Brenner leuchtete der Autor scharfsinnig die Ambivalenz des jüdischen Witzes vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart aus.

Für das bevorstehende Sommersemester hoffen wir auf mehr Präsenzveranstaltungen und planen die **nächste Mitgliederversammlung** mit einem anschließenden geselligen Zusammenkommen **am 20. Juni 2022**.

*Nachrichten und Termine  
der Professur für Mittelalterliche  
Jüdische Geschichte  
(Prof. Dr. Eva Haverkamp-Rott)*

**NEUES VON MITARBEITERN  
UND ABSOLVENTEN**

Am 26. Oktober 2021 wurde die Online-Ausstellung „Regensburg und seine jüdische Gemeinde im Mittelalter“ feierlich eröffnet. **Dr. Astrid Riedler-Pohl** hat diese für das Kulturportal bavarikon und das Bayerische Hauptstaatsarchiv München erarbeitet. Die Ausstellung ist unter <https://www.bavarikon.de/judentum-regensburg> jederzeit und

auch auf Englisch zugänglich. Aus der Ankündigung: „Urkunden, Siegel, hebräische Handschriften, Bilder, Karten, archäologische Funde und weitere besondere Stücke berichten von den jüdischen Regensburgern in der ehemals Freien Reichsstadt. Hochwertige Digitalisate erlauben es, diese einzigartigen Quellen virtuell in die Hand zu nehmen und Details zu erkunden. Sechs Kapitel zeigen, wer und was die jüdische Gemeinde Regensburgs geprägt hat und wieso sie noch heute von so großer Bedeutung ist.“

Im Wintersemester 2021/22 hat **Ana Vljacic** ihre Zulassungsarbeit mit dem Titel „Allgemeine Einführung in die

Wirtschaftsgeschichte von Juden und Christen im Mittelalter anhand von Quellen zur Verpfändung von Kirchengütern“ eingereicht. **Maria Deischl** verfasste ihre Bachelorarbeit zum Thema „Praktiken und Konzepte von Buße und Beichte bei den Chasside Aschkenas. Appropriation von Elementen aus dem christlichen Buß- und Beichtverständnis für die Rolle des Chakham“. **Marija Bogeljc-Petersen** hat ihre Forschungen zu Juden im Regensburger Bekenntnisbuch (1443–1484) als Masterarbeit vorgelegt.

Das von der German-Israeli Foundation finanzierte Projekt „Responsa and Archival Sources from Medieval Ashkenaz in Legal and Cultural Conversation“ wurde nach fünfjähriger Laufzeit erfolgreich beendet; die Ergebnisse werden im Laufe des Jahres als Datenbank und kommentiertes Quellencorpus auf <http://www.medieval-ashkenaz.org/quellen.html> veröffentlicht.

Wie bereits berichtet, verbringt **Dr. des. Sophia Schmitt** mit einem Harry Starr Fellowship ca. ein halbes Jahr am Center for Jewish Studies der Harvard University. Zudem ist sie seit Oktober 2021 wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Judaistik (am Institut für den Nahen und Mittleren Osten der LMU) und vertritt Prof. Vollandt in der Lehre. Eine weitere LMU-Postdoktorandin der Mittelalterlichen Jüdischen Geschichte, **Dr. des. Anna Sierka** hat ebenfalls ein Harry Starr Fellowship erhalten und

kann nach Fellowships in Jerusalem dieses für das Jahr 2021/22 in Boston wahrnehmen.

## VERANSTALTUNGEN

### Rückblick

Im Wintersemester 2021/22 haben im gemeinsamen Kolloquium der Abteilung Mittelalterliche Geschichte unter Leitung von Prof. Burkhardt, Prof. Görich und Prof. Haverkamp-Rott für die Jüdische Geschichte zwei Vorträge stattgefunden: **Aviya Doron**, Doktorandin an der Hebräischen Universität Jerusalem, und **Susanne Weigand**, Doktorandin an der LMU und Gastforscherin an der Hebräischen Universität, haben Teilaspekte ihrer Dissertation vorgestellt. Zudem hatte **Dr. Micha Perry**, Universität Haifa, einen Vortrag zu Katalonien gehalten.

### Vorschau

Ab dem Sommersemester 2022 wird das gemeinsame Kolloquium der Abteilung für Mittelalterliche Geschichte, das sich mittwochs von 18–20 Uhr trifft, pro Semester zehn Vorträge veranstalten, von denen vier zur Jüdischen Geschichte angeboten werden: Am 11. Mai wird **Nureet Dermer**, Doktorandin an der Hebräischen Universität Jerusalem, einen Vortrag zum Thema „Urban Space and Social Percep-

---

tions - Jewish Settlements in Paris“ über zoom halten. Diese Einladung spiegelt erneut die engen Beziehungen zwischen der HU Jerusalem und der LMU in der Mittelalterlichen Jüdischen Geschichte wider. Am 1. Juni wird **Dr. Ahuva Neuman-Liberles** ihre Forschungen unter dem Titel “The Social Dimension of Religious Conversion in Late Medieval German Lands: Jews on the Threshold of Baptism” vorstellen. Frau Neuman-Liberles ist Postdoktorandin der Hebräischen Universität und der Ben-Gurion Universität. Seit ihrem Forschungsaufenthalt an der LMU im Jahr 2018/19 steht sie in engem Kontakt mit dem wissenschaftlichen Kreis um **Prof. Haverkamp-Rott**. Seit August 2021 ist sie Blaustein Post Doctoral Associate an der Yale University. Der Vortrag wird neben einer online-Version möglicherweise in Präsenz stattfinden. Am 8. Juni wird der ehemalige Rektor der Hochschule für Jüdische

Studien in Heidelberg **Prof. Dr. Johannes Heil** einen Vortrag (in Präsenz mit Online-Zugang) zu dem Thema “Nicht nur Kaufleute. Jüdische Bauern und Landeigner im Hochmittelalter“ halten. Prof. Heil ist als Stipendiat der Fritz Thyssen Stiftung für das Jahr 2021/22 am Historischen Kolleg in München. Am 20. Juli wird **Dr. des. Maximilian de Molire** sein neues Forschungsprojekt vorstellen unter dem Titel „Zwischen Amsterdam und Jerusalem. Das Briefkorpus des R. Moses Zacuto (ca. 1620–1697)“. Seine Dissertation hatte er an der LMU in der Mittelalterlichen Jüdischen Geschichte auf Englisch zu „Johann Albrecht Widmanstetter (1506–1557) and his Christian Hebraist Library“ Anfang 2021 verteidigt. Seit 2018 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Judaistik/Jüdische Studien an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

---

## Die Autorinnen und Autoren

### Tatsiana Astrouskaya

ist seit 2018 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Herder-Institut Marburg mit dem PostDoc Projekt „A Long Road Home? Jewish Refuseniks on Their Way to Emigration from Soviet Belarus“ sowie seit 2020 Koordinatorin der “Herder Institute Research Academy”. Nach ihrem Studium der Philosophie, Sozialen Theorie und Politischen Philosophie in Minsk und Vilnius erhielt sie diverse Forschungsstipendien und Lehraufträge. Ihre Dissertation über Intelligenzija, Samisdat und non-konformistische Diskurse in der BSSR (1968–1988) verteidigte sie 2018 an der Universität Greifswald.

### Verena Dohrn

ist Historikerin mit einem Schwerpunkt auf jüdischer Geschichte und Kultur im östlichen Europa. Sie veröffentlichte unter anderem *Die Kahans aus Baku. Eine Familienbiographie* (Wallstein, 2018) und *Jüdische Eliten im Russischen Reich. Aufklärung und Integration im 19. Jahrhundert* (Böhlau, 2008). 2004/05 gab sie im Auftrag des Simon-Dubnow-Instituts für jüdische Geschichte und Kultur die Erinnerungen des großen jüdischen Historikers Simon Dubnow heraus, das dreibändige *Buch des Lebens* (Vandenhoeck & Ruprecht).

### Claire Le Foll

ist Associate Professor für Jüdische Geschichte und Kultur Osteuropas und Direktorin des Parkes Institute for the Study of Jewish/Non-Jewish Relations an der Universität Southampton (Großbritannien). Ihr Forschungsschwerpunkt liegt auf der Geschichte und Kultur der Juden in Osteuropa im 19. und 20. Jahrhundert, insbesondere in Belarus. Sie ist Autorin von *L'école artistique de Vitebsk (1897–1923). Eveil et rayonnement autour de Pen, Chagall et Malevitch* (L'Harmattan, 2002; russische Übersetzung 2007) und von *La Biélorussie dans l'histoire et l'imaginaire des Juifs de l'Empire russe, 1772–1905* (Honoré Champion, 2017) sowie zahlreicher Artikel zu verschiedenen Aspekten der belarusisch-jüdischen Geschichte: Kunst, Kinderliteratur, Kino oder Ethnografie.

Zurzeit arbeitet sie an einer Monografie über den belarusisch-jüdischen Schriftsteller Zmitrok Bjadulja.

### Alexander Friedman

ist Co-Investigator im Projekt „Mapping the Archipelago of Lost Towns: Post-Holocaust Urban Lacunae in the Polish-Belarusian-Ukrainian Borderlands“ (Gerda Henkel Stiftung, 2020–2023). Er studierte Neuere und Neueste Geschichte, Philosophie und Deutsch als Fremdsprache in Minsk und Saarbrücken. 2009 wurde er mit einer Arbeit zum Thema *Deutschlandbilder in der weißrussischen sowjetischen Gesellschaft 1919 bis 1941: Propaganda und Erfahrungen* (Franz Steiner, 2011) in Saarbrücken promoviert. Er beschäftigt sich vor allem mit der Geschichte der Juden in Osteuropa und Deutschland sowie mit dem Nationalsozialismus.

### Anke Hilbrenner

ist Professorin für Osteuropäische Geschichte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die jüdische Geschichte im östlichen Europa, die Geschichte des Terrorismus im Russischen Reich und die Geschichte des Sports im 19. und 20. Jahrhundert. Im Jahr 2007 erschien ihre Dissertation *Diaspora-Nationalismus. Zur Geschichtskonstruktion Simon Dubnows (Vandenhoeck & Ruprecht, 2007)*. Für Belarus engagiert Hilbrenner sich unter anderem im Rahmen des Forums für deutsch-belarusische Geschichtsforschung.

### Martina Niedhammer

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Collegium Carolinum, Forschungsinstitut für die Geschichte Tschechiens und der Slowakei, sowie 2021/22 an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen Jüdische Geschichte und Kultur des östlichen Europas sowie Wissenschaftsgeschichte im Bereich von Philologie und Nationalismus. 2013 erhielt sie für ihre Dissertation, eine Gruppenbiografie des Prager jüdischen Großbürgertums im 19. Jahrhundert, den Max Weber-Preis der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Mit belarusischer Geschichte beschäftigt sie sich im Rahmen eines DFG-Projekts zu Normierungsprozessen dreier „kleiner“ Sprachen in Europa: Belarussisch, Jiddisch und Okzitanisch.

### Evgenij S. Rozenblat

ist Historiker und seit 2004 Dozent für Universalgeschichte an der Staatlichen Universität Brest, Belarus. Seine Forschungsinteressen liegen auf dem Gebiet der Geschichte Polens, der Geschichte von Minderheiten und interethnischer Beziehungen in Belarus sowie der Antisemitismus- und Holocaustforschung. Zur jüdischen Geschichte der Region hat er mehr als achtzig Publikationen vorgelegt, darunter den Beitrag „‘Contact Zones‘ in Interethnic Relations – The Case of Western Belarus, 1939–1941“ in dem von Elazar Barkan u. a. herausgegebenen Sammelband *Shared History – Divided Memory. Jews and Others in Soviet–Occupied Poland, 1939–1941* (Leipziger Universitätsverlag, 2007), einen Artikel zu „Henkern und Opfern des Brester Gettos“ in einem von Olga Kurilo und Gerd-Ulrich Herrmann herausgegebenen Sammelband zum Zweiten Weltkrieg in der belarussischen und deutschen Erinnerung (2008) sowie in russischer Sprache eine umfangreiche Dokumentation der Pogrome, die in der Ukraine, in Belarus und im europäischen Teil Russlands während des Bürgerkriegs 1918–1922 stattfanden (2018).

### Ina Sorkina

ist Historikerin in Belarus, insbesondere für die Region Hrodna. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen die Jüdische Geschichte und die Erforschung der Lebenswelten des Shtetls. Zu letzteren veröffentlichte sie unter anderem *Mjastechki of Belarus at the End of 18th – First Half of 19th Century* (EHU, 2010). Ina Sorkina verfügt über langjährige Expertise im Bereich transnationaler Forschung zur Bewahrung des jüdischen Kulturerbes und dessen touristischer Erschließung. In Zusammenarbeit mit dem Museum der Geschichte der polnischen Juden POLIN und dem Jüdischen Historischen Institut in Warschau veranstaltete sie mehrere Exkursionen nach Belarus. Derzeit ist sie Co-Investigator im Projekt „Mapping the Archipelago of Lost Towns: Post-Holocaust Urban Lacunae in the Polish-Belarusian-Ukrainian Borderlands“ (Gerda Henkel Stiftung, 2020–2023).

### Magdalena Waligórska

ist Kulturhistorikerin und Soziologin. Sie arbeitet derzeit am Centre for Anthropological Research on Museums and Heritage (CARMAH) an der Humboldt-Universität zu Berlin, wo sie das Forschungsteam „Mapping the Archipelago of Lost Towns:

Post-Holocaust Urban Lacunae in the Polish-Belarusian-Ukrainian Borderlands“ (Gerda Henkel Stiftung, 2020–2023) leitet. Zu ihren Forschungsinteressen gehören zeitgenössische polnische und belarusische Geschichte, Nationalismus und nationale Symbole, jüdisches Erbe und Populärkultur, jüdische und nichtjüdische Beziehungen, Musik und Identität sowie Gedächtnisforschung. 2009 wurde sie am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz promoviert. Magdalena Waligórska hat zahlreiche Publikationen über jüdische Kultur, jüdisch-nichtjüdische Beziehungen und Nationalismus vorgelegt, unter anderem in „East European Politics and Societies“, „Holocaust Studies“, „East European Jewish Affairs“ und „Jewish Cultural Studies“. Ihr erstes Buch, *Klezmer's Afterlife: An Ethnography of the Jewish Music Revival in Poland and Germany*, erschien 2013 bei Oxford University Press.







Aus dem Englischen von Ulla Höber.  
336 Seiten | Gebunden | € 28,-[D] | € 28,80[A]  
ISBN 978-3-406-78171-1

«Denk ich an Deutschland in der Nacht,  
Dann bin ich um den Schlaf gebracht.»

*Heinrich Heine*

Shulamit Volkov erzählt die deutsche Geschichte erstmals konsequent aus der Sicht jüdischer Zeitgenossen, seien es bekannte Schriftsteller wie Heinrich Heine und Stefan Zweig oder unbekannte Beobachter des deutschen Wegs in Nationalstaat, Demokratie und Diktatur.

Sie lässt uns so auch die Gegenwart mit anderen Augen sehen.

**C.H.BECK**  
WWW.CHBECK.DE

## MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

### DIE THEMEN DER BISHER ERSCHIENENEN HEFTE

1/2007

Yfaat Weiss über LEA GOLDBERG,  
Themenschwerpunkt Juden im  
Nachkriegsdeutschland

2/2007

ZUR HISTORISCHEN GESTALT  
GERSHOM SCHOLEMS  
mit Beiträgen von Jürgen Habermas,  
David A. Rees, Itta Shedletzky, Lina  
Barouch, Mirjam Triendl-Zadoff, Noam  
Zadoff und Giulio Busi

1/2008

MÜNCHNER PORTRÄTS:  
DREI JÜDISCHE BIOGRAPHIEN  
Christian Ude zu Kurt Eisner, Hans-  
Jochen Vogel zu Lion Feuchtwanger,  
Rachel Salamander zu Gerty Spies

2/2008

JUDENTUM UND ISLAM  
mit Beiträgen von John M. Efron,  
Richard I. Cohen und Carlos Fraenkel

1/2009

DEUTSCHLAND IN ISRAEL –  
ISRAEL IN DEUTSCHLAND  
mit Beiträgen von Dan Laor, Anja  
Siegemund, Christian Kraft, Andrea  
Livnat, Gisela Dachs, Chaim Be'er und  
Julie Grimmeisen

2/2009

DAS PORTATIVE VATERLAND  
mit Beiträgen von Hans Magnus  
Enzensberger, Rahel E. Feilchenfeldt,  
Andreas B. Kilcher, Michael Krüger,  
Thomas Meyer, David B. Ruderman, Ittai  
J. Tamari, Ernst-Peter Wieckenberg und  
Reinhard Wittmann

1/2010

EINE DEUTSCH-JÜDISCHE  
NACHKRIEGSGEOGRAPHIE  
mit Beiträgen von Tobias Freimüller,  
Katharina Friedla, Anne Gemeinhardt,  
Monika Halbinger, Tamar Lewinsky,  
Hendrik Niether, Andrea Sinn und  
Maximilian Strnad

2/2010

VON DER KRISTALLNACHT ZUM  
NOVEMBERPOGROM:  
DER WANDEL DES GEDENKENS AN  
DEN 9. NOVEMBER 1938  
mit Beiträgen von Norbert Frei, Anne  
Giebel, Constantin Goschler, Monika  
Halbinger, Harald Schmid und Alan  
E. Steinweis

1/2011

EIGENBILDER, FREMDBILDER –  
FORSCHUNGEN ZUM ANTIKEN UND  
MITTELALTERLICHEN JUDENTUM  
mit Beiträgen von Ismar Schorsch, Ora  
Limor und Israel J. Yuval, Kenneth Stow,  
Astrid Riedler-Pohlens und Wiebke  
Rasumny

2/2011

DAS NEUE SEFARAD – DAS MODERNE  
SPANIEN UND SEIN JÜDISCHES ERBE  
mit Beiträgen von David Nirenberg,  
Michael Studemund-Halévy, Michal  
Friedman, Stefanie Schüler-Springorum,  
Anna Menny, Carlos Collado Seidel und  
Alejandro Baer

1/2012

JÜDISCHE STIMMEN IM DISKURS DER  
SECHZIGER JAHRE – Elmauer Gespräche  
mit Awi Blumenfeld, Michael Brenner,  
Daniel Cohn-Bendit, Dan Diner, Norbert  
Frei, Jürgen Habermas und Rachel  
Salamander

2/2012

KUNSTSTADT MÜNCHEN?  
UNTERBROCHENE LEBENSWEGE  
mit Beiträgen von Willibald Sauerländer,  
Sandra Steinleitner, Olena Balun, Anna  
Messner, Winfried Nerdinger, Eva-Maria  
Troelenberg, Annette Hagedorn, Heidi  
Thiede und Lisa Christina Kolb

1/2013

ISRAEL AND EUROPE  
Contributions by Colin Shindler, Azriel  
Bermant, Samuel Ghiles-Meilhac, Rory  
Miller, Oren Osterer, Jakub Tyszkiewicz  
and Noam Zadoff

2/2013

BRIEFE IM EXIL – JÜDISCHE  
EMIGRANTEN IN DEN USA  
Guy Stern, Thomas Meyer, Mirjam  
Zadoff, Michael A. Meyer, Friedrich  
Wilhelm Graf, Marie-Luise Knott,  
Martina Steer und Hiltrud Häntzschel  
kommentieren Briefe von Leo Strauss,  
Arthur Rosenberg, Fritz Bamberger, Ernst  
Cassirer, Hannah Arendt, Friedrich  
Torberg, Selma Stern

1/2014

ZIONISMUS UND NATUR-  
WISSENSCHAFT  
mit Beiträgen von Kärin Nickelsen,  
Dana von Suffrin, Derek J. Penslar, Ute  
Deichmann, Anthony S. Travis, Sarah  
Oren, Yulia Egorova und Dieter  
Langewiesche

2/2014

JUDENVERFOLGUNG IN MÜNCHEN  
mit Beiträgen von Andreas Heusler, Dana  
Smith, Christiane Kuller, Susanna  
Schrafstetter und Maximilian Strnad

1/2015

DAS GROSSE IM KLEINEN –  
ÜBER ERZIEHUNG  
mit Beiträgen von Bettina Bannasch,  
Michael Brenner, Nazli Hodaie, Philipp  
Lenhard, Julia Müller-Kittkau, Gregor  
Pelger, Evita Wiecki und Mirjam Zadoff

2/2015

LEBENSFREUNDSCHAFTEN  
JÜDISCHER INTELLEKTUELLER  
IM 20. JAHRHUNDERT  
mit Beiträgen von Lars Bullmann, Philipp  
Lenhard, Gerhard Scheit, Heidrun Siller-  
Brabant und Shulamit Volkov

1/2016

JÜDISCHE ARMUT  
mit Beiträgen von Martha Keil, Sabine  
Koller, Gerhard Langer, Jeffrey Shandler  
und Susanne Talabardon

2/2016

VON EUROPA NACH SÜDAMERIKA –  
DEUTSCH-JÜDISCHE KULTUR IN DER  
EMIGRATION  
mit Beiträgen von Alejandro Baer, Liliana  
Ruth Feierstein, Johanna Hopfengärtner,  
Luis Krausz, Irene Münster, Sonja Wegner  
und Alexander Valeriu

1/2017

50 JAHRE SECHS-TAGE-KRIEG  
mit Beiträgen von Johannes Becke, Julie  
Grimmeisen, Andreas Heusler, Katharina  
Hey, Wolfgang Kraushaar, Dominik Peters,  
Hannes Pichler und Raphael Rauch

2/2017

NACHBARSCHAFTEN. THOMAS MANN  
UND SEINE JÜDISCHEN  
SCHRIFTSTELLER- UND  
KÜNSTLERKOLLEGEN IN MÜNCHEN  
mit Beiträgen von Dirk Heißerer, Carmen  
Sippl und Guy Stern

1/2018

DIE MÖHLSTRASSE – EIN JÜDISCHES  
KAPITEL DER MÜNCHNER  
NACHKRIEGSGESCHICHTE  
mit Beiträgen von Anna Holian, Willibald  
Karl, Lilly Maier, Raphael Rauch und  
Ronen Steinke

2/2018

MÄRZ '68 IN POLEN – EINE ANTISEMI-  
TISCHE KAMPAGNE UND IHRE FOLGEN  
mit Beiträgen von Zygmunt Bauman,  
Justyna Koszarska-Szulc, Daniel Mahla,  
Olga Mannheimer, Natalia Romik,  
Stephan Stach und Marcin Starnawski

1/2019

ALTNEU – JÜDISCHES LEBEN  
IN EUROPA NACH 1989

mit Beiträgen von Philipp Lenhard,  
Daniel Mahla, Jair Melchior,  
Michael L. Miller, Diana Pinto und  
Ute Steyer

2/2019

BÜCHERSPUREN. KARL WOLFSKEHLS  
DEUTSCH-JÜDISCHE BIBLIOTHEK

mit Beiträgen von Maik Bozza, Johannes  
Gindele, Caroline Jessen, Marie Luise  
Knott, Julia Schneidawind und Friedrich  
Voit

1/2020

TÜR AN TÜR IM MITTELALTER:  
JÜDISCH-CHRISTLICHE NACH-  
BARSCHAFT VOR DEM GHETTO

mit Beiträgen von Eveline Brugger, Rachel  
Furst, Eva Haverkamp-Rott, Andreas  
Lehnertz, Astrid Riedler-Pohlers, Sophia  
Schmitt und Birgit Wiedl

2/2020

BEGEGNUNGEN. JUDEN UND  
MUSLIME IM DEUTSCHLAND DER  
ZWISCHENKRIEGSZEIT

mit Beiträgen von Marc David Baer,  
Gerdien Jonker, Sabine Mangold-Will,  
David Motadel und Ronen Steinke

1/2021

BAYERN UND ISRAEL:  
GESCHICHTE(N) ZWISCHEN ISAR  
UND JORDAN

mit Beiträgen von Anna Abelmann,  
Lydia Bergida, Irit Chen, Katrin Diehl,  
Markus Greif, Avinoam J. Patt, Hannes  
Pichler, Felix Schölch, Ludwig Spaenle  
und Julia Treindl

2/2021

JÜDISCHE SCHICKSALE  
IM FASCHISTISCHEN ITALIEN

mit Beiträgen von Lutz Klinkhammer,  
Ruth Nattermann, Liana Novelli Glaab,  
Michele Sarfatti, Anna Teicher, Daniel  
Vogelmann und Ulrich Wyrwa